

Leicht-Thullner

Familiengeschichte(n) – überliefert,
notiert, erinnert, erforscht und
zusammengestellt von Richard Ackner



Überarbeitet 2019 von Johannes Ackner

Inhalt

Editorische Anmerkung	3
Die Vorfahren Leicht.....	3
Johann Leicht (1852-1920)	7
Die Vorfahren Blum	9
Leicht - wie weit zurück?	11
Die Vorfahrenreihe Leicht.....	11
Besuche in Memmelsdorf.....	14
Eine Familie wird vorgestellt	16
Hans Leicht (1886-1937).....	19
Aus dem Weltkrieg	24
Briefe aus schwerer Zeit	29
Hans Leicht in der ungarischen Räterepublik	33
Dr. Hans Leicht - Lexikon und Literarisches	37
Josef und Otto Leicht.....	39
Die Vorfahren Thullner	43
Der „Freund“ - ein Märchenprinz?	46
Moson und Szolnok	48
Anhang	50
Ernst Thullner – ein Lebensbild	50
Ernst Thullner	69
Johanna Herzog Thullner	73
Rückbesinnung - Erinnerungen von Wilma Leicht	76
Nachtrag.....	107
Vorfahren Leicht-Thullner	111
Nachfahrentafel Leicht-Thullner.....	112
Nachfahrentafel Leicht	113

Editorische Anmerkung

Dieses Buch ist womöglich etwas verwirrend. Wer spricht gerade? Wer ist mit „mein Urgroßvater“ gemeint? Es ist ein großes Puzzle, das hier ausgebreitet wird, eher Materialsammlung, als zusammenhängender Text. Lässt man sich darauf ein, ist viel zu entdecken – denn hier schildern Zeitzeugen ihre Sicht auf Verwandte und Freunde. Am Ende des Buches sind Vorfahren- und Nachfahrentafeln Leicht-Thullner zu finden, die ein wenig den Weg durch das Vorfahren-Dickicht weisen können.

Johannes Ackner, Dezember 2019

Die Vorfahren Leicht

Von Wilhelm Wagner (1875 – 1971), verheiratet mit Juliana Leicht (1895 – 1976)

Für die Vorfahren meiner Frau stehen mir weniger alte Originalakten zur Verfügung, da die Großväter Leicht und Thullner selbst eingewandert sind, in Kronstadt und in BIRTHÄLM ihre Lebensgefährtin gefunden haben. Ich bin also vielfach auch auf die Nachrichten angewiesen, die uns besonders aus den Erzählungen der Mutter Leicht bekannt sind.

Das älteste Dokument der Linie Leicht ist das Wanderbuch des Großvaters Johann Baptist Leicht, ausgestellt vom Königlichen Landgericht Bamberg I am 30. August 1847. Er war laut vorliegendem Taufschein am 27. März 1819 in Memmelsdorf bei Bamberg in Bayern als Sohn der Eheleute David Leicht und seiner Ehefrau Margarete Döring geboren und am 28. März in der Katholischen Kirche getauft worden.

Er war ein Spätling und wird seinen älteren Geschwistern ungelegen gekommen sein. Als junger Mann muß er einmal gehört haben, wie seine Brüder der Mutter Vorwürfe machten, weil sie nun das kleine Erbe auch mit ihm teilen müßten. Dazu soll er gesagt haben: „Ihr könnt ohne mich teilen, ich werde doch reicher werden, als ihr.“

Eine ältere Schwester war ein arger Trotzkopf und imstande, drei Tage auf einem Stuhl zu sitzen und weder zu reden noch zu essen. Als ihr Mann sie einmal deshalb prügeln wollte, verhinderte das der viel stärkere Bruder (der Großvater) mit etwa folgenden Worten: Schlag sie nicht, sonst hast Du es mit mir zu tun. Sie ist ein guter Mensch und wenn ihr der Trotz vergangen ist, arbeitet sie wieder sehr fleißig.

Der Vater war Bauer, scheint sich aber auch mit der Bierbrauerei beschäftigt zu haben, was dort üblich ist. Der Großvater selbst wurde Seifensieder, und hat sich auf die Wanderschaft gemacht, auf der er im Jahr 1842 nach Siebenbürgen kam. Nach der Überlieferung der Familie Gal soll der Großvater mit dem Großkaufmann Hesshaimer nach Kronstadt gekommen und in seinem Kaufhaus auch eine Anstellung gefunden haben. In späteren Jahren ist ein Reisender der Firma Hesshaimer auch in die Csik gekommen und hat den Schwiegersohn Gal, der das Geschäft des Großvaters übernommen hatte, besucht.

Auf dringende Bitten der Mutter kehrte er 1846 wieder nach Memmelsdorf zurück, wanderte aber, da er als Seifensieder in dem kleinen Dorf kein Fortkommen hatte, wieder bis nach Kronstadt. Aus diesem Jahr stammt das vorliegende Wanderbuch. Der Weg führte ihn zuerst über Nürnberg nach München und von dort nach Passau. Schon am 11. September ist er in Linz und

am 13. September in Wien zur Weiterfahrt nach Kronstadt. Die nächste Eintragung im Wanderbuch Seite 10 lautet:

„Daß der Inhaber dieses Buches, Johann Baptist Leicht, Seifensiedergesell allhier, durch zwei volle Jahre und 1 Monat in Arbeit gestanden sei und sich während der Zeit treu, fleißig, als ein braver, rechtschaffener Gesell benommen habe, wird mit zur Steuer der Wahrheit gewissenhaft bestätigt und derselbe bestens empfohlen.

Kronstadt den fünften November 1840 und neun, Daniel Heinisch, derzeit Vorsteher der hiesigen Seifensiederzunft.“

Von Kronstadt ist der Großvater in den Balkan gefahren, hat sich mindestens in Rumänien umgesehen und dann am 2. November 1850 in Bukarest beim königlich Preußischen Generalkonsulat für die Donaufürstentümer zur Reise in die Heimat abgemeldet. Am 15. November erfolgt im Wanderbuch eine Eintragung in Kronstadt und von dort ist er dann offenbar auf dem kürzesten Weg in die Heimat gereist, wo er sich schon am 16. Dezember sein Wanderbuch auf weitere drei Jahre verlängern läßt.

Der Empfang in Memmelsdorf durch die älteren Brüder muß nicht sehr freundlich gewesen sein, denn der Großvater fühlt sich in seiner Ehre gekränkt und macht sich zum großen Schmerz der Mutter noch vor den Christtagen wieder auf den Weg und hat sich schon am 31. Dezember 1850 bei der Stadthauptmannschaft in Kronstadt gemeldet. Die beiden älteren zu Hause gebliebenen Brüder hießen Johann Evangelist und Johann Nepomuk, so daß man sich zur Unterscheidung der drei Brüder der Namen Johann, Muchel und Bapt bediente. Wie aus dem Brief der Base aus dem Jahr 1889 hervorgeht, gab es in Memmelsdorf noch zwei mit dem Namen Johann Leicht, von denen der eine auch Baptist hieß und auch im Jahr 1819 geboren war, so daß uns im Jahr 1936 auf mein Verlangen vom dortigen röm.kath. Pfarramt gleich zwei Taufscheine zur Auswahl zugeschickt wurden. (Die Brüder waren Johann ° 1797 und Michael ° 1811, so daß es mit Johann, Muchel und Bapt schon stimmen könnte. Es hat aber noch einen dritten Bruder, Georg gegeben. ° 1802).

In Kronstadt kannte der Großvater schon seine spätere Frau Juliane Blum und die Neigung zu ihr dürfte seine Rückkehr nach Kronstadt beschleunigt haben. In Kronstadt arbeitete der Großvater wieder 27 Wochen als Seifensieder, worüber Daniel Heinisch am 17. Mai 1851 ein gutes Zeugnis ausstellt. Vor dem evangelischen Pfarramt in Kronstadt-Bartholmä muß vor dem 7. Mai 1851 die Verlobung mit Anna Julianna Blum erfolgt sein, da das Brautpaar am 7. , 14. und 21. aufgeboden wurde. Laut Wanderbuch hat sich der Großvater dann in der Haromszek und in der Csik umgesehen, wo sich die Möglichkeit bietet, im Alter von 32 Jahren eine eigene Seifensiederei zu gründen. In einem Brief, den der Großvater durch seinen Sohn Karl an eine Base schreiben ließ und der vielleicht nie abgeschickt wurde, heißt es: „Im Jahre 1851 habe ich mich mit einer Färberstochter verheiratet, als Mitgift habe ich nur einige 100 Gulden erhalten, ich selbst habe auch einige 100 Gulden als Geselle erspart, aber das war viel zu wenig, um eine Seifensiederei zu betreiben. So bin ich mit einem reichen Armenier in Kompanie getreten, er lieferte das Geld und ich Talent und Arbeitskraft und so haben wir in einigen Jahren ein bedeutendes Vermögen erworben.“

Die Trauung hat am 3. September 1851 in Kronstadt in der römisch-katholischen Kirche stattgefunden und die Seifensiederei wurde in Csik Toplicza gegründet, wo auch unser Vater am

15. September 1852 geboren wurde. Aus dem Kompagniegeschäft hat sich der Großvater bald zurückgezogen und seinen Betrieb nach Csikszereda verlegt, wo er später auch eine Gemischtwarenhandlung einrichtete und der Großvater den Großverschleiß des Tabaks übernahm, was ihm laut seinem Brief 1000 bis 1500 Gulden jährlich reinen Gewinn eintrug.

Mit 60 Jahren stellte er die Siederei ein, hatte aber nicht nur für den eigenen Bedarf soviel Seife aufgestapelt, daß nach seinem Tode im Jahr 1899 seine Kinder den Vorrat verteilten und unsere Mutter damals mehrere Kisten voll nach Klausenburg schaffen konnte. Auch auf Wachskerzen, die der Großvater im Betrieb erzeugt hatte, kann sich Mama aus Klausenburg als Vierjährige erinnern. Für seine Handwerksehre ist bezeichnend, daß der Großvater nur solche Seife verkaufte, die schon ein Jahr getrocknet war. Dadurch hat er sich für seine Geschäftsführung in der Csik großes Vertrauen erworben.

Als für sein Wesen bezeichnend kann ich noch einige Einzelheiten anführen, die uns aus den Erzählungen der lieben Mutter bekannt geworden sind.

Die Liebe seiner Mutter zum Sohn in der Ferne kommt in ihrem Brief vom 23. Juli 1858 aus Bamberg zum Ausdruck. Sie schreibt: „Bester Sohn und Tochter“ und dankt für die Gratulation und ein Geldgeschenk zu ihrem Namenstag und verbindet damit herzliche Wünsche zum Wohlergehen der Kinder und der kleinen Enkel. Auch teilt sie Rezepte für Essigbereitung in versiegeltem Brief mit, so daß mit dem Essig gute Geschäfte gemacht werden können.

Welches Ansehen der Großvater in Csikszereda sehr bald genoß, zeigte sich bei einer Feuersbrunst, der viele Holzhäuser zum Opfer fielen. Damals eilten viele Mitbürger herbei, um sein Holzhaus zu schützen und sagten: „Solange der Deutsche etwas hat, haben wir auch.“ Schon damals muß er nicht nur Arbeiter beschäftigt und redlich belohnt haben, sondern auch im Notfalle Geld, aber immer ohne Verzinsung geliehen haben. Nur auf der pünktlichen Rückzahlung bestand er mit äußerster Strenge. Als einmal ein Schuldner sich nur einen Tag verspätete, warf er ihn mitsamt dem Geld aus dem Haus hinaus.

Der Großvater legte in der Csik den ersten Obstgarten an, hat aber dabei zunächst schlechte Erfahrungen gemacht, da die halbwüchsige Jugend die jungen Bäumchen zweimal köpfte und deswegen schließlich so schwer bestraft wurden, daß die dritte Pflanzung dann bald blieb, und unsere Verwandten noch zu unserer Zeit von diesen Obstbäumen die Früchte genossen haben.

Auch in seinem Alter verfügte der Großvater über große Körperkraft. Als er einmal in seinem Zimmer las, hörte er den Hilferuf seiner Frau aus dem Geschäftslokal, die von einem Unteroffizier bedrängt wurde. Als der Großvater aus seinem Zimmer tretend das wahrnahm, zog er den Soldaten über das Knie und verprügelte ihn gründlich. Darüber kam es zu einem Prozeß, bei dem vom Kläger versucht wurde, die Körperverletzung mit einem nationalen Haß zu begründen. Dieser Versuch gelang zwar nicht, aber der Großvater wurde mit 5 Gulden bestraft. Auf die Warnung des Richters, bei einer Wiederholung würde er das Doppelte zahlen müssen, antwortete der Großvater: „Wenn einer meine Frau antastet, haue ich ihn wieder und zahle die Strafe, aber die Haue hat er.“ Es ist nicht mehr vorgekommen.

Über seine Kinder schreibt der Großvater an die Frau Base im Jahre 1889: „Ich habe vier Kinder, meine älteste Tochter Juliane ist an einen hiesigen Bierbrauer namens Felix Romfeld verheiratet und es geht ihnen ziemlich gut, mein ältester Sohn Johann Leicht ist Oberingenieur bei den Königlich ungarischen Staatsbahnen und hat ein jährliches Einkommen von 2000 fl.,

meine jüngste Tochter Emma ist an einen hiesigen Kaufmann und Landgutsbesitzer Josef Gal verheiratet, mein jüngster Sohn Karl Leicht ist noch zu Hause, unverheiratet und wird einstens mein Geschäft übernehmen.“

Da der Sohn Karl bald nach dem Tod der Mutter auch starb, hat der Schwiegersohn Gal Joska das Geschäft mit gutem Erfolg weiter geführt und aus dem Ertrag des Waldverkaufs an die Stelle des Holzhauses später ein Steinhaus gebaut, wo wir bei unserem Besuch in Csikszereda auch seinen Schwiegersohn Györgypal Domokos, den ehemaligen Obergespan, mit Mama besucht haben.

Am 13. Juni 1894 blieb der Großvater durch den Tod der Großmutter Witwer und hat noch fünf Jahre, bis zum 12. August 1899 gelebt.

Bei der Nachlassenschaftsverhandlung entfielen auf den Vater außer beweglichem Vermögen 18 Joch Grund und auf die beiden noch lebenden Geschwister der entsprechende Gegenwert, was zur Genüge beweist, wie sich die prophetische Erklärung des Großvaters bei seinem Abschied aus Memmelsdorf, er werde reicher werden als sie, bestens erfüllt hat. Außer seinem „Talent“ und seiner ungewöhnlich großen Leistungskraft hat seine unbeugsame Rechtlichkeit und seine große Sparsamkeit zum Aufbau des Vermögens beigetragen, wobei die überaus fleißige und unermüdliche Großmutter ihr gutes Teil beigetragen hat.

Johann Leicht (1852-1920)

Als unveräußerliches Erbe von Großvater hat unser Vater die hervorragende Intelligenz, die sehr große Körperkraft und die große Redlichkeit mitbekommen. Aus seiner Kinder- und Jugendzeit sind uns einige Ereignisse bekannt geworden. Als vier Wäscherinnen einmal mit der großen Jahreswäsche am seichten Flußufer waren und die Wäsche mit dem Bleuel bearbeiteten, wollte der zweijährige Hani auch mitmachen. Da man ihm keine Wäsche gab, fing er eine Kröte und behandelte die mit dem Bleuel, bis sie ganz platt war. Zuerst besuchte der Knabe die Elementarschule in Csikszereda, hatte aber auch einen Hauslehrer, von dem er außer sehr schöner Schrift nicht viel lernte. Zum Besuch der folgenden Schuljahre wohnte er bei den Kronstädter Großeltern in Bartholomä und ging mit seinem Vetter Heinrich Rotenbacher zunächst in die gleiche Elementarklasse. Diesen kaufte er, wie der Heinrichonkel der Mama erzählte, wiederholt mit zwei Kreuzern von der Stockstrafe frei. Als aber der Vetter nach der Meinung des Vaters schuldig war, mußte der Vetter die Strafe ertragen.



Zum Besuch der Oberrealschule quartierte der Vater seinen Sohn in Hermannstadt in einem billigen Quartier ein. Nach einiger Zeit kam die Nachricht, daß er das Quartier gewechselt habe und nun mehr zahlen müsse. Wegen dieses eigenmächtigen Vorgehens wurde er im nächsten Brief zur Rede gestellt. Er gab zur triftigen Begründung an „Das war ein Freudenhaus“ und damit war die Sache erledigt.

Nach sehr gut bestandener Matura bezog der Vater die Technische Hochschule in Wien. Dort ist er in einer Burschenschaft aktiv geworden. Gerade im Zusammenhang seines Beitritts stand die Frage zur Entscheidung, ob Hörer der Technik in diesen Burschenschaften aufgenommen werden sollen, was dann zu seinen Gunsten entschieden wurde. Beim Studium muß er einem Hermannstädter Kommilitonen eine Stütze gewesen sein, da dieser zu verbummeln drohte. Noch in späten Jahren, als dieser Studienfreund starb, dankte seine Schwester aus Hermannstadt dem Vater für die Hilfe aus treuer Freundschaft. Warum der Großvater seinen braven Sohn in den letzten Studienjahren nicht mehr durch einen Wechsel unterstützte, ist uns nicht bekannt. Wir wissen nur aus Erzählungen, daß der Vater in Wien in irgendeiner Form das nötige Geld verdienen mußte.

Nach erfolgreicher Beendigung des Studiums trat der Vater sehr bald in den Dienst der Königl. Ungarischen Staatsbahn und war Ende der 70-er Jahre als Sektionschef in Mediasch. Auf den Bällen in Mediasch hat er die beiden Schwestern Thullner kennen gelernt. Zunächst soll er sich der älteren Lotti genähert haben. Die stolze Urgroßmutter konnte ihre beiden schönen

Enkelkinder nicht früh genug in die Gesellschaft und auf Bälle führen und so war auch unsere Mutter schon als 12-jähriges Mädchen mit der älteren Lottitante dabei. Zum Besuch der beiden Schwestern ist der Vater am Sonntag öfters nach BIRTHÄLM gekommen, wo er im Gasthaus „Zum Stern“ übernachtete. In den Jahren geschah es einmal, daß man den Vater ausgesperrt hatte. In seinem Ärger hob er den schweren Torflügel aus den Angeln und verschaffte sich auf diese Weise den Eingang in sein Zimmer. Von dieser Tat des starken Mannes gab es in BIRTHÄLM natürlich Mär und Wunder.

Als unsere liebe Mutti noch nicht 14 Jahre alt war, hat der Vater sich mit ihr verlobt, die Tatsache aber geheim gehalten. Nachdem das Verlöbniß später bekannt geworden war, wurde die Gewissenhaftigkeit und Treue der Verlobten ungefähr ein Jahr vor der Hochzeit auf eine harte Probe gestellt. Der Vater erkrankte an den Augen schwer und mußte zur Behandlung nach Wien fahren. Hier lag er wochenlang im dunklen Spitalsraum und befürchtete seine vollständige Erblindung. Einem Freund diktierte er in diesem Zustand einen Brief und gab darin seine Braut frei, um sie nicht an einen blinden Mann zu binden. Die 16-jährige Braut sträubte sich gegen die Lösung der Verlobung und fühlte die Kraft in sich, die Familie selbst zu erhalten. Gott sei gedankt, daß die Augen geheilt wurden. Der Vater aber mußte seine Augen noch jahrelang sehr schonen und durfte zum Beispiel am Abend nicht lesen. Lange Zeit hat die Mutter ihm vorgelesen. Am 27. März 1883 haben sie in BIRTHÄLM die Hochzeit gefeiert und damit eine sehr glückliche Ehe gegründet, wie auch die niedergelegten Erinnerungen der lieben Mutter beweisen.

Die Vorfahren Blum

In den dreißiger Jahren, als die Ahnenforschung mit großem Eifer betrieben wurde und die Ahnenpässe bei Anstellungen als notwendiges Dokument vorgelegt werden mußten, bin ich auch den Vorfahren der Großmutter Anna Juliana Blum verehelichte Leicht nachgegangen und habe sie bis hin zu den Urgroßeltern mütterlicherseits verfolgen können. Diese Urgroßeltern waren Johann Nemens und Catharina geb. Kotsch (von Hans Ackner korrigiert in Anna Bortmes), sowie Georg Meyndt und Anna geb. Weinhold. Sie lebten in Reps, da ihre Tochter dort getraut wurde. Ihr Beruf ist mir aber nicht bekannt. Die Trauung der Anna Meyndt mit Johann Nementz fand am 16. April 1800 statt. Aus dieser Ehe ist die Mutter der Großmutter Katharina Nementz am 3. Januar 1804 geboren, die auch in Reps am 1. April 1823 mit Johannes Carolus Blum getraut wurde. Dieser Urgroßvater stammte aus einer katholischen Familie. Er war wahrscheinlich auch Färbermeister. Sein Vater Franz Xaver Blum ist in Kronstadt am 19. April 1772 geboren und auch in der Katholischen Kirche getauft worden. Auch seine Eltern Antonius Blum und Katharina Schmidt kann ich hier noch eintragen, während ich von der Großmutter nur den Namen Theresia weiß.

Die Großmutter Anna Julianna Blum wurde im Jahr 1833 am 4. März geboren und am 11. März in der evangelischen Kirche Kronstadt-Bartholomä getauft. (Da Mutter evangelisch). Während die Blumischen arbeitsscheu oder geradezu faul waren, hatte die Großmutter auf ihre Mutter, eine geborene Nementz geschlagen und war überaus fleißig und arbeitseifrig im Gegensatz zu ihrer älteren Schwester verehelichte Rothenbächer.

In den Revolutionszeiten 1848/49 sind die sächsischen Bewohner von Bartholomä vor den eindringenden ungarischen Aufständischen geflohen und aus der Familie Blum getraute sich niemand anders als die damals sechzehnjährige blühende Tochter Anna Julianna zum Schutz des Hauses zu Hause zu bleiben. Sie hat dann die schweren Folgen ihres sehr gewagten Handelns zu tragen gehabt, da sie vergewaltigt und geschwängert wurde.

Unbegreiflicherweise hat die Familie nach der Rückkehr davon keine Kenntnis genommen und die Schwangere hat im Hause weiter fleißig gearbeitet. Als aber die Geburtswehen einsetzten, schickte man sie aus dem Haus, weil man die Schande eines unehelichen Kindes nicht auf dem Hause lasten lassen wollte. Die größere Schande dieses Verhaltens scheint die Familie vor der öffentlichen Meinung nicht gefürchtet zu haben.

Bei der geschiedenen Schwägerin, der Mutter der Justintante, fand die Bedrängte Aufnahme, gebär dort die Tochter Julianna (später verehelichte Romfeld), und blieb dort, bis sie wieder arbeitsfähig war. Da man ihre tüchtige Arbeitskraft im Elternhaus nicht entbehren wollte, wurde sie wieder zurückgeholt. Auf das ganze Verhalten des Elternhauses fällt ein recht eigenartiges, ja ungünstiges Bild.

Aus diesem Hause holte dann der Großvater (der Einwanderer Johann Baptist Leicht) am 23. September 1851 seine Frau heim. Es geschah aber damals unter der Bedingung, daß das zweijährige Mädchen in der Familie der Großeltern bleibe. Als das Mädchen 12 Jahre alt war und der Vater das entwickelte Mädchen in dem Wirtshaus, das der Großvater Blum neben seiner Färberei betrieb, für gefährdet hielt, nahm er es zur Mutter nach Csikszereda mit und erklärte es als sein eigenes Kind. Er hat durch sein Verhalten dafür gesorgt, daß man auch in der Öffentlichkeit nichts anderes wußte.

Nach der Mutter war auch Julitante evangelisch getauft und erzogen worden. Der Einfluß von katholischer Seite machte sich aber noch in späteren Jahren bemerkbar. Bei einem Besuch in Klausenburg nahm sie die Mama und den Bruder Josch in die katholische Kirche mit und betete dort vor dem Altar des heiligen Antonius. Nach dem Gebet legte sie Geld in den Opferstock und äußerte sich vor der Tür mit folgenden Worten: „Most meg adtam neki 10 krajczar, de ha nem teljesiti be an kivansagomat, egy arva fabatkat nem többe neki.“ (Jetzt habe ich ihm noch einmal 10 Kreuzer gegeben, wenn er aber meinen Wunsch nicht erfüllt, kriegt er keinen roten Heller mehr).

Dabei war sie nicht geizig, denn auf demselben Weg kaufte sie den Kindern etwas am Jahrmarktstand. Mama erzählte nachher der Mami ganz entrüstet über dies ehrfurchtlose Verhalten der Tante, die es offenbar weder mit dem katholischen noch mit dem evangelischen Glauben sehr ernst nahm. Auf unserer Hochzeit am 14. Mai 1912 war sie anwesend und in ihrer Originalität mußte sie anerkannt werden. An sie erinnert uns eine Zuckerdose und eine in Neusilber gefasste Glasschale.

Nun aber noch etwas über die Leichtgroßmutter. Mit sehr geschickter Einteilung leitete sie das große Hauswesen und später das Geschäft. Unsere Mutter war einmal dabei, als die Großmutter große Wäsche hatte, was aber nur einmal im Jahr geschah. Zuerst waren viele Wäscherinnen am Werk, am zweiten Tag kamen schon Büglerinnen zu Hilfe und am dritten Tag traten noch Flickerinnen an. In einer Woche war die ganze Wäsche wieder in Ordnung und versorgt. So ist es erklärlich, daß sich beim Tode des Großvaters (1899) mehr als hundert Herrenhemden vorfinden. Sie war eine rastlos tätige Frau und stand bis 14 Tage vor ihrem Tode (1894), da sie an Leberkrebs litt, fleißig an der Arbeit. In seiner originellen Art äußerte sich der Großvater über die mit folgendem Satz: Sie hatte viele Laster /Fehler/ war aber eine selten tüchtige Frau.

(Leider hat die weitere genealogische Suche nach Blum bisher noch nicht viel ergeben und wird deshalb fortgesetzt. Die ältere Schwester unserer Vorfahrin Anna Julianna hieß Katharina und heiratete 17jährig Michael Rothenbächer am 23. 2. 1846. Genannt wird ein Sohn Heinrich. (Hier sind Nachkommen bekannt). Julianna hatte noch zwei jüngere Brüder, Eduard geb. 1838 und Adolph, geb. 1844, beide katholisch getauft. Im Kronstädter Adreßbuch von 1850 findet man als Färber Johann Karl Blum sen. in der Altstädter Langgasse 245 und Johann Karl Blum jun. in der Altstädter Langgasse 132. Johann Karl jun. (wahrscheinlich älterer Bruder von Julianna) ist mit Justina geb. Petrus Schuller verh. gewesen, ihnen wird 1849 eine Tochter Regina Justina geboren.

Es hat zu der betreffenden Zeit noch weitere Blum in Kronstadt gegeben. So heiratet 1829 ein Bernhard Blum, kath. eine Catharina, evang. und 1843 ein Carl Blum, kath. die Johanna Weber, evang.

Was die angebliche „Blumische Faulheit“ angeht, so muß das sicher relativiert werden. Immerhin war Johann Karl Blum nicht nur Färbermeister sondern auch Zunftmeister.

1899 erscheint kein Blum mehr im Kronstädter Adreßbuch. Ein Josef Blum, katholisch, aus Kronstadt, heiratet bereits 1813 in Hermannstadt eine Anna Eberhard. In der Blum-Forschung ist also noch allerhand zu tun. Als mögliche Quelle könnte das Protokoll mit Aufzeichnungen über die Aufnahme neuer Mitglieder in die Färberzunft aus den Jahren 1762 - 1853 dienen. Ein fingerdicker Band in 4 °, 1886 bei Färbermeister Ferdinand Jäger. Aber wo befindet er sich heute?)

Leicht - wie weit zurück?

Von Richard Ackner (1930 – 2019)

Jetzt weiter in Familienforschung Leicht. Im ererbten Ahnenpaß war lediglich das Geburts- und Taufdatum des Urgroßvaters Johann Baptist Leicht und die Namen seiner Eltern beurkundet, David Leicht und Margarethe geb. Döring.: 1819! Für einen Genealogen, der schon andere Jahreszahlen vorweisen kann, ist das aber nicht viel mehr als vorgestern. Also Quellen erschließen, die vor allem im Bistumsarchiv Bamberg sprudelten - natürlich gegen entsprechende Bezahlung. Dann gibt es auch noch die „Bamberger Kartei“, die von den Mormonen verfilmt wurde. Und eine Ortsgeschichte der Gemeinde Memmelsdorf, aus der man u.a. erfahren kann, daß David und Konrad Leicht, Brauer aus Gaustadt, 1803 nach Memmelsdorf kamen. Von diesen Brüdern stammen sämtliche Leicht zu Memmelsdorf, Gundelsheim und Burgellern.

Unser Vorfahr David hat 1796 in Gaustadt das Jungfrauenhöflein (Brauerei Wörner) für 2380 Gulden gekauft, 1803 für 3000 Gulden weiterverkauft und dafür dann das Grundstück in Memmelsdorf erworben (Hauptstraße 5, alte Hausnummer 3a, 3b).

Die Vorfahrenreihe Leicht

Johann Baptist Leicht, Seifensieder und Kaufmann, geboren am 27. 3. 1819 in Memmelsdorf, ausgewandert nach Siebenbürgen, verh. 23.9. 1851 in Kronstadt mit Juliane Blum, Tochter des Färbers und Gastwirts Johann Karl Blum aus der Altstädter Langgasse zu Kronstadt. Gest. 12. 8. 1899 in Csikszereda.

David Leicht, geboren 1767 in Gaustadt und gestorben 1838 in Memmelsdorf. Gastwirt. Verheiratet 1796 in Gaustadt mit Margarete Döring, Tochter des Pankrazius Döring aus Scheßlitz, Gastwirt in Memmelsdorf.

Johann Leicht, Büttner und Wirt in Gaustadt, geboren 1739 in Wernsdorf, gest. 1812 in Gaustadt, verheiratet 1765 in Gaustadt mit Barbara Hoffmann, Tochter des Johann Hoffmann, Schultheiß in Gaustadt.

Laurentius Leicht, soll 1700 in Wernsdorf geboren sein, ist aber im Taufregister nicht zu finden. Gestorben 1754 in Wernsdorf, verheiratet 1735 in Wernsdorf mit Cunigunda Sauer, Tochter des Martrin Sauer, Gemeindevorsteher in Roßdorf.

Peter Leicht, geboren 1659 in Roßdorf, gestorben 1729 in Roßdorf, verheiratet 1689 in Amlingstadt mit Agnes Hellriegel.

Pankratz Leicht, geb. vor 1634 (Beginn der Taufmatrikel), verh. 1654 mit Anna Hofmann aus Leesten.

Pankratz Leicht, geboren um 1600 in Roßdorf. Gestorben vor 1654.

Nicht ganz so weit zurück, aber auch noch zwei oder drei Generationen weiter geht es bei den Leichtischen Ehefrauen. Da führen die Spuren u.a. nach Wernsdorf, Scheßlitz, Sambach oder Pödelndorf, alles nicht weit auseinander. Und als Berufe unserer Vorfahren ist notiert: Gastwirt,

Schenkwirt, Bierbrauer, Metzger, Müller, Büttner (Böttcher), Bauer, aber auch Schultheiß, Bürgermeister.

Bis Pankratz Leicht in gerader Linie ist auch der Familienforscher Oskar Leicht aus Passau gekommen, ein Nachkomme des 1739 geborenen Johann Leicht aus dessen 1798 geschlossener zweiten Ehe mit Barbara Gesell. Zu Oskar aus Passau noch ein eigenes Kapitel.

Als ältesten Vorfahren Leichtischer Ehefrauen findet man Georg Sauer, hospes (Gastwirt) in Wernsdorf. Er stirbt am 31.10.1664 im Alter von 64 Jahren und dürfte demzufolge um 1600 geboren sein.

Aber warum sind die ältesten Leicht so interessant? Da muß man sehr weit zurückgehen. Etliche Leichts des 20. Jahrhunderts, darunter der gerade erwähnte Oskar Leicht, aber z.B. auch die Besitzer des renommierten Hotels Leicht in Biebelried bei Würzburg vermuten einen familiären Zusammenhang mit jenem Schäferjungen, dessen Visionen in den Jahren 1445/46 zur Entstehung der Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen bei Staffelstein führten.

Erstmalig im Jahr 1519 aufgeschrieben, soll dieser Junge - und er hieß Hermann Leicht!? - im Sommer 1445 auf einem Acker des Hofes Frankenthal (zum Kloster Langheim gehörig) die Schafe gehütet haben, als er ein kleines Kind weinend vor sich auf dem Boden sitzen sah. Wenige Tage später wiederholte sich die Erscheinung, aber diesmal standen neben dem Kind zwei brennende Kerzen. Eine dritte Erscheinung hatte der Schäfer am 28. Juni 1446. An diesem Abend sah er das Kind mit einem roten Kreuz auf der Brust, umgeben von 14 anderen Kindern. Als er die Kinder ansprach, antworteten sie: „Wir seyn die viertzehn nothhelfer und wöllen ein capellen haben auch gnediglich hie rasten und biß unser diener so wöllen wir dein wieder seyn.“

Als kurz darauf eine todkranke Frau nach Anrufung der 14 Nothelfer gesund wurde, hatte der Ort seinen Namen: Vierzehnheiligen. Noch 1446 wurde die erste Kapelle begonnen. Die Basilika Vierzehnheiligen, das Meisterwerk Balthasar Neumanns, steht seit 1772 an dieser Stelle. So weit Legende und Geschichte.

Im Bamberger Staatsarchiv gibt es ein Dokument vom 30. Dezember 1459, wonach ein Hermann Leicht die Sölde zu Frankenthal vom Kloster Langheim lebenslänglich zu Lehen hatte - wahrscheinlich jener Schäferjunge. Nach einem Dokument vom 6. April 1480 ist Hermanns Sohn Hanns Leicht Inhaber der Sölde zu Frankenthal.

Hier wenigstens ein Zitat daraus, was die Leichts jährlich an den Abt zu Langheim als Zins abzuführen hatten:

„...fünfzehn Pfund Geld Bamberger Währung, halb auf Sankt Walburgtag und halb auf St. Michelstag ohngefährde, ein Schock Eier zu Ostern, ein Käse zu Pfingsten, ein Käse zu Weihnachten, ein Faßnachthuhn, ein Grashuhn und ein Zehenthuhn und den Zehent zu Dorf und zu Feld.“

Die Mönche wollten ja auch leben.

Wer weiß, wie viele Leichts an einen möglichen familiären Zusammenhang glauben. Denn von hier aus sollen sie sich als Gastwirte, Bierbrauer und Bauern ausgebreitet haben. Den meisten Grund hätten die rund 30 Leicht-Familien, die es unmittelbar im Raum Staffelstein-Lichtenfels

gibt. Memmelsdorf-Wernsdorf-Roßdorf ist da noch ein wenig weiter weg. Für uns wird es wohl bei der Antwort des Staatsarchivs Bamberg vom 22. 4. 1992 bleiben, danach „scheint es nicht möglich zu sein, einen Zusammenhang zwischen den Besitzern der Sölde in Frankenthal in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts und jenem Peter Leicht, der erstmals 1689 faßbar wird (inzwischen Pankratz Leicht, 1654 urkundlich faßbar), herzustellen. Bei einer ersten Durchsicht der gut erhaltenen Überlieferung des Klosters Langheim wurde festgestellt, daß bereits ca 1530 als Besitzer der Sölde in Frankenthal ein Lorenz Weltz angegeben wird, bei dem ein Familienzusammenhang mit dem Ihnen bekannten Hanns Leicht nicht erkennbar ist.“

Vorläufiges Fazit: Nicht erkennbar, nicht nachweisbar - aber immerhin vorstellbar!

Besuche in Memmelsdorf

Von Richard Ackner

Verwandte Leicht im Raum Bamberg zu finden und aufzusuchen, ist kein neues Anliegen, wobei von jüngstem Bemühen noch die Rede sein wird. Was war früher? Einige erhaltene Briefe künden davon.

So schreibt Johann Leicht Vater an seinen in Wien studierenden Sohn Johann am 22.10.1872 (mit beiliegenden 40 fl als Monatsunterhalt) folgendes:

„Über die vielen Leichte, die Du gefunden hast, kann ich Dir nur mittheilen, daß ich, wie Du weißt, in Memmelsdorf, mein Vater in Gaustadt, mein Großvater in Amlingstadt geboren sind. Aus meiner Kindheit kann ich mich erinnern, gehört zu haben (vielleicht), daß mein Großvater in Schlüsselfeld oder aber in Kunststadt (oder Altenkunststadt) geboren war.

Die drei ersteren Örter sind alle Nachbardörfer der Stadt Bamberg, die drei letzteren Marktflecken 6 bis 10 Meilen von Bamberg entfernt. Schreibe mir darüber, wenn Du mit welchen Leichten zusammen kommen solltest, von wo solche herkommen.

Dann, die aufgefundene Edle Franziska Leicht von Leichtenthur werde ich Dir gänzlich überlassen, wenn sie schön, jung und reich ist, weil dieselbe von Edelstand ist, so versteht es sich von selbst, daß solche wenigstens einige schuldenfreie Edelgüter besitzen wird. (Dann eine schöne Zukunft.)“

Humor hat er also auch gehabt, der ansonsten sehr strenge Herr Vater.

34 Jahre später, 1906, schreibt Hans Leicht, der Enkel des Einwanderers, von einer Reise während seines Studiums an seine Braut Elisabeth Bacon nach Schäßburg:

München, den 9.5. 1906

... Mittwoch in der früh fuhr ich nach Bamberg zu meinen Verwandten, nachdem ich am Vortage meine Ankunft angekündigt hatte. Als ich nachmittags da anlangte, trat eine alte Frau auf mich zu und fragte mich nach meinem Namen. Ich nannte ihn, worauf sie ihren auch sagte, es war die Frau Margareta Leicht, die Frau von meines Großvaters verstorbenem Cousin und 69 Jahre alt. Sie hatte mich an meinem vielen Gepäck sofort erkannt, auch behauptete sie, ich hätte noch ein bayrisches G'sicht.

So liebevoll bin ich aufgenommen worden, wie selten. Ich wohnte bei einer verwitweten Tochter der Frau Margareta Leicht, bei Frau Einsle. Diese hat drei Töchter, von denen die älteste um drei Tage jünger ist als Lotti, meine Schwester und ihr in den Zügen, Bewegungen und in der etwas schnippischen Art auffallend ähnlich. Ja, sie trug selbst die von unserer Lotti extra für sich erfundene Frisur, welche ich bei niemandem noch gesehen habe. Sie heißt Gretchen. Die zweite habe ich nicht kennen gelernt, da sie im Kloster ist.

Hingegen habe ich mit den beiden jüngsten, der 10-jährigen Minna und der 8-jährigen Reta (auch Margaretha) viel gespielt. Beide sind liebe Kinder,

zumal aber die ältere, die mich sehr lieb gewonnen hat und immer sagte: „Herr Vetter, bleiben Sie nur noch einen Tag oder wenigstens noch einen nachmittag!“ Mit der Gretchen Leicht und Luise Leicht habe ich viel weniger verkehrt, weil sie den Mund kaum aufzutun wagten und auch meistens keine Zeit hatten zum Spaziergehen oder die Umgebung zu besuchen. Eine liebe Frau ist Frau Einsle und ihre Mutter, die mich am Bahnhof erwartete. Eine stille, liebe alte Frau, dabei vernünftig und von tiefem Gemüt.“

Der nächste Brief ist gleich vom 11. Mai 1906.

„... Vor allem will ich Dir weiter erzählen von meinen Verwandten. Eine einzige existiert noch, welche sich meines Großvaters erinnern konnte. Auch ist sie halb taub und 80 Jahre alt, eine Nichte von ihm, eine geborene Leicht. Aber auch die wußte nur seinen Namen und daß er einmal bei ihnen „Safen g’suden“ hat (mein Großvater war nämlich von Profession Seifensieder).

Ich fuhr in der Umgebung von Dorf zu Dorf, von Verwandten zu Verwandten, es gibt da nämlich ungemein viele Leicht’s. Sehr viele sind arm, anderen geht es besser. Die meisten sind Bierbrauer und überall musste ich mindestens ein halb Liter Bier trinken, wenn nicht mehr, und wollte ich wenigstens den Rest im Glase lassen, da ich nicht gern viel trinke, so mußte ich zum Abschied auch das leeren, wollte ich die Leute nicht kränken. Zum Bier mußte ich auch überall etwas essen, wenn sie nichts anderes hatten, so wenigstens trockenes Brot. Ich war in meinem Element, habe geplaudert, erzählt und so verfloßen die dreieinhalb Tage sehr rasch und schön“.

Das war also 1872 und 1906. Von späteren Besuchen bei Memmelsdorfer oder Bamberger Verwandten ist nichts bekannt. Jahrzehnte vergingen, und dann noch zwei Weltkriege und ein kalter Krieg zwischen Ost und West! Nach 1989 jedoch rückte Memmelsdorf bei Bamberg wieder in greifbare Nähe, und als Familienforscher beläßt man es nicht beim Briefe schreiben. Erst Korrespondenz mit dem Katholischen Pfarramt Gaustadt und Post an Brauerei Leicht, Memmelsdorf, Hauptstraße 27. Dann stehn wir eines Tages im Hof der Brauerei und ein großer, kräftiger Mann kommt auf einen zu: „Ich bin der Robert!“ Die Frau noch ein wenig zurückhaltend. Aber nicht mehr lange. Abends, beim Bilder zeigen, Großvater Hans Leicht wird gerade herübergereicht, dann der erstaunte Ruf: „Robert, guck mal, die gleichen großen Ohren wie du!“ An dieser Stelle war das Eis gebrochen. An ihren Ohren sollt ihr sie erkennen!

David, der Vater des Siebenbürgen-Auswanderers Johann Baptist Leicht, hatte einen Bruder Georg. Dessen Nachkomme, Urururenkel, ist Robert Leicht. Also Cousin fünften Grades. Ein Memmelsdorfer Friseur Wolfgang Leicht im benachbarten Naisa gehört natürlich auch zur Verwandtschaft, inzwischen ebenfalls als Cousin 5. Grades definiert. Und der freundliche Herr Josef Lappus im oberbayrischen Holzkirchen, ein aktiver Familienforscher, der viel über die Nachkommen der Memmelsdorfer Leicht zusammengetragen hat, ist sogar Nachkomme von einem der garstigen Brüder des Auswanderers. Wer suchet, der findet! Und ganz sicher wäre noch mehr zu finden.

Inzwischen hat vor allem etwas stattgefunden. Und zwar 1999 ein Familientreffen von Leicht-Nachkommen in der Memmelsdorfer Gaststätte Leicht. Sie gehört Robert Leicht, der sie allerdings verpachtet hat.

Eine Familie wird vorgestellt

Von Elisabeth Hering, geb. Leicht (1909 – 1999)

Nun zu dem bereits erwähnten Oskar Leicht aus Passau. Das ist einer, der uns gefunden hat. Während des Krieges tauchte ein deutscher Wehrmachtsangehöriger im Baconischen Haus in Schäßburg auf und stellte sich als Leicht vor. Er habe gehört, hier gäbe es auch den Namen Leicht ... So fing es an. Verwandtschaft zunächst nur vermutet. Dann muß er weiter geforscht, Josef oder Otto Leicht in Österreich gefunden haben, Daten wurden ausgetauscht und es bestätigte sich: Wir sind, zwar weit, aber immerhin, verwandt. Briefwechsel und auch persönliche Bekanntschaft entstand - leider ist die Passauer Leicht-Linie inzwischen ausgestorben. Der einzige Sohn von Oskar Leicht fiel noch in den letzten Wochen des Krieges.

Hier nun der Beginn eines Briefwechsels, in dem unsere Mutter dem neu entdeckten Verwandten ihre Familie vorstellt, besser gesagt den Leichtischen Teil davon:

Rieth, den 10. 10. 1948

Sehr geehrter Herr Vetter!

Es kommt mir eigentlich vor wie im Märchen, daß einem ein Vetter sozusagen vom Himmel herunterfällt. Ein Mensch, von dessen Existenz man keine Ahnung hatte, der sich einem vorstellt, die Blutsverwandtschaft nachweist und dessen nächstes Anliegen ist, einem zu helfen.

Wenn wir nun also wirklich und wahrhaftig anverwandt sind und diese Verwandtschaft auch pflegen wollen, so halte ich dafür, daß es notwendig sei, auch möglichst viel voneinander zu wissen. Und nicht nur äußerlich. Ich habe mir deshalb vorgenommen, Ihnen heute den siebenbürgischen Zweig der Leichtischen Familie einmal dem Charakter und der Art nach zu schildern, so gut ich es vermag und soweit ich es in die knappe Form eines Briefes zwingen.

(Es folgt kurz über den Auswanderer Johann Baptist Leicht, die Gründe für sein Weggehen aus Memmelsdorf und die Ansiedlung im Szeklerland).

Der Sohn Johann (**Johann Leicht, 1852-1920**) heiratete die Sächsin Wilma Thullner aus Birthälm und hat, obwohl auch zeitlebens in ungarischer Umgebung lebend, sich und seinen Nachkommen das Deutschtum rein und unverfälscht bewahrt. Es ist dies vorwiegend sein Verdienst. Seine Frau, meine gute Großmutter, obgleich selbst Siebenbürger Sächsin und als solche eigentlich zur Kämpferin für die Erhaltung des Volkstums prädestiniert, war von einer großen Unvoreingenommenheit gegen alles Fremdnationale. Sie sagte mir selbst, ihr sei einzig und allein der Mensch maßgebend und welche Eigenschaften er habe, es gäbe Spitzbuben und Edelmänner in jeder Nation.

Mein Großvater hingegen kämpfte als ungarischer Staatsbeamter einen siegreichen Kampf gegen alle Magyarisierungsbestrebungen, weigerte sich beharrlich, seinen Namen mit einem ungarischen zu vertauschen und nahm selbst Unannehmlichkeiten in seinem Beruf dafür hin.

Es ist seiner Karriere sicherlich nicht von Nutzen gewesen und hat ihn wahrscheinlich manche Versetzung gekostet.

Wie stark der deutschbewußte Einfluß meines Großvaters auf seine Kinder war, erkennen Sie daran, daß, obwohl die Kinder zeitweilig in ungarische Schulen gehen mußten und immer ein reger Verkehr mit ungarischen Familien gepflegt wurde - die ja gesellschaftlich sehr liebe und angenehme Freunde sein können - es doch keinem seiner sechs Kinder eingefallen ist, sich einen fremdnationalen Lebenspartner zu suchen.

Andererseits aber ist es bezeichnend für ihn, daß er, als der ungarische Staat im Jahre 1918 zusammenbrach und der rumänische Staat Siebenbürgen und die dortigen Staatsbeamten übernahm, sich weigerte, den neuen Machthabern den Beamteneid zu leisten. Viele Ungarn taten das damals - von den Deutschen, die sich dem ungarischen Staat als solchem wenig verpflichtet fühlten, die wenigsten.

Diese Haltung trug ihm den Verlust seiner guten Stelle ein - er war Betriebsleiter-Stellvertreter der Ungarischen Staatsbahn in Klausenburg gewesen. Da man aber seine Kraft doch nicht entbehren wollte, versetzte man ihn in ein kleines Nest an der Strecke Klausenburg - Großwarden. Das war die letzte Station auf dem langen Wege des Staatsbeamten, und da er mit aller Gewalt seine Pensionierung erstrebte, folgte meine Großmutter ihm dorthin nicht, sondern richtete sich und ihm im elterlichen Hause in Birtihalm den Alterssitz ein in der Hoffnung, nun in Ruhe in der geliebten heimatlichen Umgebung mit ihm noch stille und angenehme Jahre zu verbringen. Es kam anders.

Aufgeputschte rumänische Bahnarbeiter lauerten nachts meinem Großvater auf einem Dienstweg auf und schlugen ihn nieder. Es war ein Akt des Nationalitätenhasses - sie wollten ihn als denjenigen treffen, der ihrem Staat den Eid verweigert hatte. Von den Schlägen hat sich ihm ein Leberkrebsleiden gebildet und als er endlich seine Pensionierung erreicht hatte und sie von dem Wagen, den ihm meine Großmutter zur 12 km entfernten Bahnstation entgegengeschickt hatte, herunterschwang, machte seine Schwägerin meiner Großmutter gegenüber die Bemerkung: „Er ist gezeichnet!“

Mein Großvater war ein stattlicher Mann, vielleicht nicht so schön von Angesicht, aber mit einer imponierenden Gestalt. Ich habe ihn ja nur in seinem Alter gekannt und erinnere mich seiner als eines strengen, bärtigen Herrn, der zu uns Kindern eine Distanz hielt, die kaum jemals durch Zärtlichkeiten zu überbrücken war. Er hat trotz seines vielleicht nicht allzu hohen Beamtengehaltes und trotzdem er sechs Kinder zu tüchtigen Menschen erzogen hat, doch immer gespart und seine Ersparnisse alle in guten Papieren, zuletzt in Kriegsanleihe angelegt, die dann zuletzt zu dem einzigen Zweck, den sie noch hätte erfüllen können, zu steif waren.

Aber mehr als Geld und Gut, das er seinen Kindern nicht hinterlassen konnte, ist der Geist wert, den er ihnen vererbte. Ich kann wohl sagen, daß er mit überdurchschnittlichen geistigen und charakterlichen Gaben ausgestattet war. Er war Mathematiker und hatte ein unbestechliches Urteil für Recht und Unrecht. Etwa ein halbes Jahr nach seinem Einzug in Birtihalm starb er an Leberkrebs. Seine Töchter waren verheiratet, aber seine Söhne standen alle drei vor dem Nichts.

Von seinen Kindern ähnelte ihm innerlich wie äußerlich am meisten seine älteste Tochter - meine liebe Mitzitante (Wilhelmine Leicht, verh. Schotsch. 1884-1938). Sie hatte Mathematik

studiert, aber vor Ablegung der letzten Prüfungen sich mit Gymnasialprofessor Gustav Schotsch in Schäßburg verheiratet und war somit völlig in den Schoß einer echtdeutschen Umgebung zurückgekehrt. Diese Tante ist mir von allen meinen Anverwandten aller Linien (abgesehen natürlich von Eltern und Großeltern, die nicht in der Konkurrenz stehen) die liebste gewesen, so daß es mir geradezu wohltut, ihr Bild zu zeichnen.

Sie war nicht das, was man gemeiniglich schön nennt. Ihre Gestalt war dazu zu mager und knochig, ihr Gesicht mit unreinem Teint behaftet, der Hals zu lang, die Haare zu schütter. Aber es zwang einen etwas, über



das alles hinwegzusehen und das Wesentliche in ihrem Gesicht zu suchen, über das eine glatte Larve so leicht hinübersehen läßt - die Schönheit des Ausdrucks. Dieser Ausdruck war gemischt aus drei seelischen Faktoren: Reinheit, Güte und adliger Gesinnung und aus einem geistigen, nämlich hoher Intelligenz. Vitalität und Temperament traten etwas in den Hintergrund. Vielleicht auch Fantasie. Sie lebte mehr nach innen, als nach außen - geistig wie seelisch. Bezeichnend für sie ist, daß sie niemals über die Grenzen ihrer engsten Heimat, Siebenbürgen, hinausgekommen ist und dennoch mehr mit ihrem Geist umspannte als das berühmte Gänschen, das über den Rhein flog und als Giggag heimkam.

Sie führte die beste Ehe, die mir je begegnet ist. Sie war von einer geradezu fanatischen Wahrheitsliebe. Ich kann mich nicht erinnern, jemals Differenzen in dem Hause erlebt zu haben, obgleich ich dort täglich verkehrte. Das mag allerdings auch daran hängen, daß beide Teile weniger mit Vitalität und Temperament ausgestattet waren, als vielleicht zur Bestehung des Lebenskampfes wünschenswert ist. Sie sind dann auch aus materiellen Schwierigkeiten Zeit ihres Lebens trotz aller Anstrengungen nicht herausgekommen und das war wohl der einzige Schatten, der auf ihr lastete, aus dessen Niederungen sie sich aber immer wieder auf den Schwingen ihres Geistes hob.

Ich dachte eigentlich immer, daß ihrer Natur die Leidenschaft ziemlich fern stehe, bis ich sie sich für den Nationalsozialismus einsetzen sah. Die Zeit des politischen Umschwungs brachte eine Spaltung auch innerhalb der Familie mit sich. Während Lottitante und Julitante dem anderen Lager angehörten, hatte Mitzitante sich völlig Fabritius zugewendet, und als der Kampf in den Schoß der Kirche getragen wurde und allen Angestellten der Kirche geboten wurde, aus der NEDR auszutreten, da stand Mitzitante hinter ihrem Mann, der als Gymnasialprofessor ja kirchlicher Angestellter war und sagte: „Gegen seine Überzeugung soll man sich zu nichts zwingen lassen. Ich habe mir die Sache hin und her überlegt. Es ist mir der gräßlichste Gedanke, eventuell meinen beiden Schwägern (die ja politische Gegner waren) auf der Tasche zu liegen. Aber ich habe mich getröstet bei dem Gedanken, daß schließlich niemand mich hindern kann, zu verhungern.“

Wie ich sie kenne, hätte sie es wahrgemacht. Denn jede heroische Pose lag ihr fern und wenn sie so etwas aussprach, so kam es von tiefer her. Aber die Sache wurde dann zum Glück applaniert.

Was aber würde sie heute sagen, wenn sie die ganze, ich weiß nicht, soll ich sagen schmähhlicher als traurige oder trauriger als schmähhliche Entwicklung miterlebt hätte. Wenn sich vor ihr, der Wahrheitsliebenden das Lügengewebe entschleiert hätte, wenn ihr, der Idealistin, die Dämonenfratzen ins Gesicht gegrinst hätten. Ich denke, Gott hat sie sehr lieb gehabt, daß er sie noch zur Zeit sterben ließ....

Rieth, den 20. November 1948

Lieber Herr Vetter!

Für Ihr Lichtbild und für Ihren interessanten und ausführlichen Brief danke ich Ihnen sehr. Wenn die Grenzen einst wieder passabel sein werden, wird es mir ein großes Vergnügen sein, zu „Vierzehnheiligen“ wallfahrten zu gehen. Vielleicht ist es Ihnen bis derweil gelungen, festzustellen, daß der fromme Schäfer wirklich ein Urahn oder -Ohm von uns gewesen ist.

Hans Leicht (1886-1937)

Ich versprach Ihnen ein Porträt meines Vaters.

Vielleicht hat meine Schwester, als Sie in Schäßburg waren, Ihnen Bilder von ihm gezeigt. Dann sehen Sie ihn vor sich in seiner männlichen Schönheit. Groß und breit und kräftig gebaut, mit edlen, wohlgeformten, energischen Gesichtszügen, geistvollen Augen unter hoher Stirne, in seiner Jugend mit wohlproportioniertem Körper, aber auch später, als er 228 Pfund wog, nicht fett, sondern athletisch muskulös.

Zu diesen äußeren Vorzügen reihte sich sein geselliges Talent: Es gab kaum einen witzigeren, interessanteren Plauderer als ihn, nur daß sein Witz manchmal scharf wurde. Meine Tante sagte, er habe sich manche Freundschaft verscherzt, weil er ein „bonmot“, selbst wenn es einen Freund traf, nicht unterdrücken konnte. Dabei war er bestimmt gutherzig, hilfsbereit, freigebig. Aber viele Menschen vertrugen die Art nicht, mit der er sie seine geistige Überlegenheit fühlen ließ.

„Ich habe in jeder Debatte recht“, sagte er einmal scherzhaft zu mir. „Zuerst versuche ich die Menschen zu überzeugen, wenn mir das nicht gelingt, versuche ich sie zu überreden, und wenn mir auch das nicht gelingt, überschreie ich sie. Da ich eine laute Stimme habe, gelingt es mir immer“. Es war eine witzige Selbstironisierung, wie er sie liebte.

Nun sollen Sie nicht denken, daß er unbeliebt gewesen wäre. Er hatte immer viele Freunde, treue, anhängliche, aber er hatte auch immer Feinde - im Gegensatz zu meinem Großvater mütterlicherseits, der zwar keinen Feind, aber auch keinen wirklich treuen Freund besaß.

Mit siebzehn Jahren verlobte er sich mit meiner damals fünfzehnjährigen Mutter. Mit einundzwanzig Jahren heiratete er - mit zweiundzwanzig Jahren war er Vater. Seine Studien hatte er noch nicht abgeschlossen, war Advokaturskonzipient. Aber das behinderte ihn nicht, seine Studien vorschriftsmäßig zu beenden. Ich war noch nicht zwei Jahre alt, als er in Schäßburg eine Advokaturskanzlei übernahm. Damit war der Herzenswunsch meines Großvaters, seine

Tochter wieder bei sich zu haben, erfüllt. Er räumte dem jungen Paar eine Wohnung in seinem großen Hause ein, er lud sie - da mein Vater damals noch wenig genug verdient haben mag - an seinen Tisch, und legte damit den Anfang einer Entwicklung, die tragisch enden mußte.

Oder lag der Keim der Tragik schon in den Charakteren meiner Eltern begründet? Daß sie aus inniger Liebe geheiratet hatten, unterliegt keinem Zweifel. Aber meine Mutter war eine passive Natur, als einziges Kind verhätschelt und verwöhnt, anlehnsbedürftig und anschnieg-sam - und mein Vater war eben kein Eichbaum, der trutzig und fest dasteht und es wohlthuend empfindet, wenn sich der Efeu um ihn rankt.

Mein Vater hat es mir selbst geschildert. Wenn sie miteinander in eine Gesellschaft gingen, unterhielt er sich in seiner lebhaften Art, machte Witze, sagte den anwesenden Damen ritterliche Artigkeiten, geriet mit den anwesenden Herren in ernste Debatten - und meine Mutter saß daneben und litt. Nicht, daß meine Mutter unintelligent wäre. Aber sie hat den etwas schwerfälligen, umständlichen Geist ihres Vaters geerbt, der wenig schlagfertig in munterer Rede, erst alles gründlich überdenkt und dann die einmal festgebildete Meinung behält, sie aber lieber im Inneren verschließt, weil er sie gegen Angriffe von außen nicht verteidigen kann. So war meine Mutter meinem Vater keine Anregerin. Da er aber Anregung brauchte, suchte er sie anderswo.

Er las sehr viel. Seine Bibliothek wuchs ständig. Trugen andere Männer ihr Geld ins Wirtshaus, er trug es zum Buchhändler. Sein Schwiegervater besaß kaum ein paar Bände Klassiker - er hatte an die fünfhundert Bücher. Es wurde ihm als Verschwendung gebucht.

Er blieb oft bis in die Nacht hinein auf und schlief in den hellen Morgen. Er spielte dann noch mit uns Kindern im Bett selbsterfundene herrliche Spiele - es wurde oft 11 Uhr, bis er fertig war. Kein Wunder, daß sein so stetig arbeitender Schwiegervater, der seinen Arbeitstag um fünf Uhr früh begann und um 8 Uhr abends beendete, ihm das als Faulheit ankreidete.

Als der erste Weltkrieg ausbrach, hatte mein Vater drei Jahre in Schäßburg gelebt. Ich war fünf Jahre alt, meine Schwester Irmgard ein knappes Jahr. Mein Vater verbrachte den ganzen Krieg draußen an der Front als Reserveoffizier, erreichte den Grad eines Hauptmanns. Die Gedichte, die er aus dem Felde meiner Mutter schickte, atmeten eine tiefe Liebe und eine heiße Sehnsucht.

„Was soll ich dir sagen - du bist gut wie ein Tag, an dem die Trauben reifen - in durchsonnter, heimlicher Glut schwellen und tragen...Was soll ich dir sagen, du bist weit. Aber ich, in Män- nermord und Streit, den das Traumleid eines Kinds erschüttert, stehe hier verwildert und verwittet, helfe tiefe Wunden tiefer schlagen. Menschen, die sich nur noch irr entsetzen, nicht mehr leben, reißt mein Schuß in Fetzen“.

Es sind dies Bruchstücke eines Gedichtes, das er im dritten Jahre des Krieges aus Galizien schrieb. Im tiefsten Grunde seines Wesens war er ein Dichter: Weich und empfindsam im Herzen, die Schwermut seiner Seele hinter seinem Witz nur verbergend.

Als er nach unendlichen Strapazen aus dem Krieg nach Hause kam, war er schwer krank. Nicht nur körperlich, mit einem schweren Fieber, noch mehr seelisch. Die Akten seiner Kanzlei fand er ungeordnet im Keller. Der Bruder meiner Großmutter mütterlicherseits, der die Kanzlei seinerzeit übernommen hatte, war an Zuckerkrankheit gestorben.



Hans Leicht (2. V. rechts) mit Vater und Brüdern Otto und Josef

Mein Vater hatte weder Lust noch Kraft, sein altes Leben von neuem zu beginnen. Den Ausschlag gab, daß Siebenbürgen von Ungarn abgetrennt wurde und es ihm zutiefst zuwider war, unter die „Walachen“ zu geraten. Er fuhr mit einem der letzten Repatriierungszüge nach Budapest.

Mein Vater war kein Magyarone. Er hat immer deutsch gefühlt, sein Deutschtum nie verleugnet, ist immer offen und gerade dafür eingetreten. Aber er war auch kein Chauvinist. In ungarischen Städten aufgewachsen, hat er gerne in ungarischer Gesellschaft verkehrt, ihre Formen angenommen, die den unseren in Ritterlichkeit überlegen sind, hatte seine besten Freunde unter den Ungarn. Er fuhr also nach Budapest und versuchte, in dem Strudel der allgemeinen Verwirrung und Auflösung festen Fuß zu fassen. Es gelang ihm nicht leicht. Endlich aber, nachdem er sich eine zeitlang elend genug durchgeschlagen hatte, nahm ihn ein ungarischer Jude als Kompagnon in seine Kanzlei.

Dann kam die Räterepublik. Bela Kun. Dieser Bela Kun war zufällig ein Schulkamerad meines Vaters in Klausenburg gewesen. Nun kamen die Vertreter der Siebenbürger Sachsen zu meinem Vater gelaufen (es waren damals etwa 2000 unserer Landsleute in Pest) und beschworen ihn, diesen Umstand auszunutzen und zu versuchen, für die Sachsen eine günstige Basis in den neuen Zuständen zustande zu bringen. Mein Vater ließ sich überreden und bat seinen ehemaligen Schulkameraden um eine Stelle in seinem Sekretariat. Er erhielt sie. Es ist ein Brief meines Vaters aus dieser Zeit an seinen Vater vorhanden, aus dem ganz genau hervorgeht, wie er diese Stellung aufgefaßt hat. Sein einziges Anliegen war, die Deutschen Ungarns in den schwierigen Zuständen nach Kräften zu unterstützen.

Der Zusammenbruch des Kun Bela-Regimes kam bald. Drei Tage lang war mein Vater vogelfrei und wäre aufgehängt worden, wenn er erwischt worden wäre. In dieser Zeit versteckte ihn sein jüdischer Kompagnon unter eigener Lebensgefahr. Als sich dann die erste Aufregung gelegt hatte und mein Vater, der das beste Gewissen von der Welt hatte, seine Angelegenheiten ins Reine zu bringen trachtete, fielen dieselben Sachsen, die ihn damals um seine Hilfe gebeten und ihn bewogen hatten, mit Kun in Verbindung zu treten - an ihrer Spitze Dr. Guido Gündisch - ihm in den Rücken und brandmarkten ihn als einen Verräter. Mit Mühe gelang es damals seinem Verwandten, Dr. Otto Herzog, ihn durch ein Ehrengericht zu rehabilitieren. Aber angeekelt zog er sich von jeder Politik zurück und hat sich nie wieder mit ihrem schmutzigen Gewerbe befaßt.

Als die Lage sich einigermaßen geklärt hatte, bat er meine Mutter, zu ihm zu kommen. Meine Mutter versuchte, einen Paß zu erlangen, aber es gelang ihr nicht. Außerdem war ihr Vater dagegen, er fürchtete, uns alle dem Elend preiszugeben, weil er seinem Schwiegersohn mißtraute. Auch fürchtete er, daß sein nicht unbeträchtliches Vermögen, das aus Liegenschaften bestand, uns verloren ginge, wenn wir die rumänische Staatsbürgerschaft aufgeben würden.

Ob meine Leichtgroßmutter recht hat, die behauptete, daß mein Großvater damals die Erlangung des Passes meiner Mutter hintertrieb, bleibe dahingestellt. Tatsache ist, daß andere in der Zeit Pässe erhielten. Als meine Mutter meinem Vater mitteilte, daß es ihr unmöglich sei, zu kommen, antwortete er ihr ein Jahr lang nicht mehr. Die andere Frau war schon in sein Leben getreten. Der Ruf nach meiner Mutter war ein Notruf gewesen - ein Hilfeschrei. Sie hatte ihm nicht gefolgt, nun mochte das Schicksal seinen Lauf nehmen

Kitty war nicht schöner als meine Mutter, kaum jünger. Aber sie hatte, was meiner Mutter fehlte und was mein Vater brauchte, sie war energisch und konnte vieles durchsetzen, sie nahm ihm ab, was ihm lästig war, besorgte eine Wohnung, richtete sie ein - hielt ihn wohl auch zu Pünktlichkeit und Ausdauer an - sie mag ihm bei dem schweren Existenzkampf der damaligen Zeit eine wirkliche Helferin gewesen sein. Meine Mutter räumte ihr nobel das Feld - viel zu stolz, einen Mann durch das Gesetz an sich zu fesseln, dessen Wille nach einer anderen Frau stand. Sie willigte in die Scheidung ein und hat seit der Zeit meinen Vater nicht wieder gesehen, obwohl sie ihn nicht vergessen konnte. Sie hat, so jung sie damals noch war, nicht wieder geheiratet, obwohl es ihr an Bewerberinnen nicht fehlte. Ich werde es ihr nie vergessen, daß sie zu ihren Kindern kein böses Wort über unseren Vater jemals verloren hat.

Ich kann dem Schicksal nicht dankbar genug sein, daß es mir vergönnt hat, noch wenige Monate vor seinem plötzlichen Tod eine Woche allein mit ihm zu verbringen. Wie genoß ich die Gespräche mit ihm, wie die schönen Gedichte, die er mir vorlas - wie wußte er mich selbst anzuleiten, wie freute er sich, daß ich seine Begabung geerbt hatte. Über meine Mutter hat auch er niemals ein böses Wort gesprochen. Sein Ausspruch war: „Sie war zu weich. Sie war wie Gold, das mit zu wenig Kupfer legiert ist.“ ---

Mein Vater starb an einem Gehirntumor mit 52 Jahren. Ehe er den Operationstisch bestieg, fragte er die Schwester: „Werde ich nach der Operation meine Finger (die vom Tumor gelähmt waren) auch wieder bewegen können?“ „Ja, Herr Doktor.“ „Werde ich auch Klavier spielen können?“ „Gewiß, Herr Doktor.“ „O, wie gut, ich habe es mein Leben lang noch nicht gekonnt.“ Mit diesem Scherz auf den Lippen atmete er die Narkose ein, aus der er nicht wieder erwacht ist. Auf seiner Totenmaske umspielt ein freundliches Lächeln seine Lippen.“

Soweit aus diesem Brief unserer Mutter Elisabeth Ackner. Die Korrespondenz wird noch weiter gegangen sein, denn es gab ja noch mehr Geschwister des Vaters, doch diese Briefe sind nicht erhalten. Dafür ein Teil der Briefe aus harter und bewegter Zeit.

Aus dem Weltkrieg

Von Richard Ackner

Einige der erhaltenen Briefe von Hans Leicht an seine Frau in Schäßburg aus den Jahren 1919 bis 1922 werden das, was seine Tochter, unsere Mutter geschrieben hat, noch ergänzen und belegen. Doch zunächst noch einmal zurück in die Zeit des Weltkrieges. Hier ein Brief aus dem Schützengraben oder Unterstand in Galizien. Der „Einjährig Freiwillige“ Hans Leicht, inzwischen Zugführer beim k.u.k. Feldhaubitzenregiment No. 16, Batterie 5, schreibt an die gerade siebenjährige Tochter.

9. II. 1916

Liebes Liesel! Ich sitze hier in der Nähe der Kanonen, die man Haubitzen heißt, weil sie so dick sind, daß ihnen auch die Hauben sitzen, wenn man ihnen eine aufsetzt. Aber das tut man nicht, denn sonst ist das Loch verstopft, durch welches man auf die Russen schießt. Du brauchst dir aber den Krieg nicht so zu denken, daß man die Russen sieht, und wenn man einen schaut, schießt man mit den Haubitzen auf ihn. Ich hab noch keinen gesehen, nur einige Gefangene, auf die man nicht schießt. Die russischen Soldaten sind versteckt in Löchern und Gräben, und wenn man dann weiß, in welchem Loch sie sind, so schießt man drauf.

Manchmal kriechen die auch heraus und wollen auf unsere Soldaten herfallen, dann sieht man sie und jagt sie mit Kugeln zurück.

Unsere Soldaten sind auch in Gräben und schauen durch kleine Gucklöcher, ob die Russen nicht kommen wollen. Vor den Gräben sind viele Zäune aus Stacheldraht, über die kein Russe drüberklettern kann, sonst zersticht er sich den ganzen Körper. Darum kommen sie jetzt auch nicht, sondern graben sich tiefe Wege in die Erde, daß man sie nicht sieht, wie die Maulwürfe, und wollen so in die Gräben kommen, wo unsere Soldaten sind. Aber auch das geht nicht so leicht und man erwischt sie, bevor sie bei uns sind.

So, jetzt weißt du, wie es bei uns im Krieg ist.

Es küßt Dich und Irmgard, Dein Tata



Und jetzt ein besonderer Fund: Notizen über Begegnungen mit Hans Leicht aus Tagebüchern von Otto Folberth, zur Verfügung gestellt von seinem Sohn Paul Folberth, Cali in Kolumbien)

5. Februar 1916

(Bei Bielawince in Ostgalizien, im Tal des Strypa-Flusses)

Schwerer, undurchdringlicher, starrer Nebel lastet auf dem Land. Hie und da hört man ein weites Maschinengewehr rattern, wie eintönig, denke ich. Freiwilliger-Zugführer Dr. Hans Leicht hat vor einigen Tagen einen Mannschaftstransport zur Batterie geführt, die Mannschaft für den zweiten Zug. Nur Geschütze und Pferde fehlen noch.

25. Oktober 1916

(Im Lager bei Potuzow im Tal der Zlota-Lipa in der Nähe von Brzezany)

Wir sitzen im Blockhaus. Auf dem Tisch brennt die Petroleum-Lampe. Wie an einem Familienabend sitzen wir hier oft beisammen, rauchen Zigaretten, es ist gemütlich und wir plaudern. Es werden so viele Dinge besprochen, als Menschen am Tische sitzen und noch viel mehr - militärische, politische, philosophische, dann persönliche und die letzten Erlebnisse. So hört das Gedicht über die Entstehung unseres Blockhauses, von Hans Leicht.

(Folgt das Werk in sage und schreibe 282 gut gereimten Zeilen).

11. Februar 1917

(Im Lysonia-Hochwald bei Brzezany)

„Merkblatt eines Aufklärers, als ein feindlicher Angriff angesagt war“, von Dr. Hans Leicht, Fähnrich i.d.R. (Es folgt das Gedicht - wesentlich kürzer)

4. März 1917

Ich bin froh, daß ich in der Batterie bin. Es hat sich während meiner Abwesenheit nichts besonderes ereignet, außer daß Maurer Oberleutnant und Leicht Leutnant geworden ist.

21. Juni 1917

Nach mehrwöchigem Aufenthalt im Beobachtungs- und Aufklärungsstande werde ich heute abgelöst und bitte aus Erholungsrücksichten eine 4-tägige Absentierung nach Lemberg. Rücke ich von dort ein, so übernehme ich wahrscheinlich den Posten des Ersten Offiziers, denn unsere Batterie ist unter Leicht außer Rand und Band geraten und bedarf notwendig zum mindesten einer disziplinarischen Rehabilitierung.

14. Juli 1917

Ich fahre mit Leutnant Dr. Hans Leicht nach rückwärts. Ich baden, er zum Provianttrain nach Wierzbow. Er ist mit heutigem Tag dorthin kommandiert worden, nachdem er als Kamerad und geistreicher Kopf von uns wohl geschätzt, als Batterie- und Beobachteroffizier aber kaum zu verwenden war. Der Krieg machte auf ihn immer einen starken Eindruck und sobald es losging, hatte er die Courage verloren.

16. April 1918

Proskurow ist, obwohl an Einwohnerzahl etwas größer als Kameniec, viel gerader, weiter, nüchterner, kälter, öder, schmutziger, elender, also russischer als jenes. Es ist die echte Dorfstadt ohne Kulturleben. Es stehen hier große Kasernenbauten, in denen auch mein Regiment dislociert ist. Ich schlafe bei Leicht.

30. Mai 1918.

(Nach schlechter Eisenbahnfahrt Ankunft in Proskurow und Entgegennahme neuer Befehle, es soll mittels Fußmarsch nach Tarnopol gehen)

Nach vielerlei Geschäften und einem opulenten Nachtmahl beim Regimentskommando komme ich endlich in Leichts Wohnung zur Ruhe.

15. und 16. Juni 1918

(Wieder in Proskurow). Ich wohne beim Regimentskommando in einer kleinen, kühlen Bude neben Leichts Zimmer. Stets pflege ich mich am überreichen Tische des Regimentskommandos für einige Tage im voraus zu füttern.

18. Juli 1918

Fahrt über Bukarest, das heißt über einen auswärts liegenden Rangierbahnhof der Stadt, über Ploiesti mit seinen reichen, von den Engländern zerstörten Erdölquellen, dann entlang des Gebirges über Buzeu nach Rimnicul-Sarat. Wir treffen 7 Uhr abends ein und waggonieren sofort aus: die Batterie ist hierher instradiert. Zum erstenmal führe ich sie unter Trompetenschall und mit gezogenem Säbel durch eine Stadt! Wir werden in der ehemaligen rumänischen Artillerie-Kaserne einquartiert.

19. Juli 1918

Wieso wir hierher kommen? Und auf diesem Wege? Die Brigade ist auf Craiova, Slatina, die Umgebung von Pitesti, Bukarest, Rimnicul-Sarat aufgeteilt, also auf das ganze von uns besetzte Rumänien. Nur das Regimentskommando mit den Batterien 1,2,3 befindet sich hier in Rimnicul-Sarat und deshalb wurden wir durch den Roten-Turm-Paß geführt, der für den größeren Teil der Brigade ja der kürzeste Weg war. Denn der rumänische, von Czernowitz durch die Moldau, ist noch gar nicht in Betrieb gesetzt, wie überhaupt der von uns besetzte Teil Rumäniens von dem in seinem Besitz gebliebenen streng geschieden ist.

21. August 1918

Leutnant Leicht ist Proviant-Offizier unseres Regimentes obwohl er nur nach seiner eigenen Meinung Eignung dazu besitzt - nach der anderer nicht. Genug, ich begleite ihn oft auf seinen Fahrten übers Land, nicht um ihn in seinen landwirtschaftlichen Bestellungen zu unterstützen (auch das geschieht aber oft unwillkürlich), sondern vielmehr, um mit ihm gelehrte und ungelehrte Gespräche zu führen.

Heute fahren wir ca. 30 km weit zu einem Wirtschaftskommando (Martinesti), dem vielleicht der sechste Teil von Rumänien unterstellt ist. ... Man kann mit Leicht die gewichtigsten Gespräche führen, denn er geht jeder Sache auf den Grund und stellt sie auf das Prächtigste dar. Was ich mir aber von der gestrigen Fahrt merken will, ist, daß die schlechte Gesellschaft den Charakter erzieht, weil sie immerfort verführen will und so zu Siegen oder Niederlagen des Charakters Anlaß gibt. Ich klagte ihm nämlich über schlechte Gesellschaft.

23. August 1918

Fahrt mit Leicht auf unser gepachtetes Gut Balta Alba. Wieder herrliche Gespräche; sie tragen zur Klärung meines Wesens bei wie ein tiefes Buch. - Ich bin eine mitempfindende Natur und so der beste Leser und Zuhörer, den es auf der Welt gibt. Leicht dagegen türmt immer neue eigene Gedankenbauten auf, findet und löst mächtige Probleme, schließt die unendlichen Kreise um sich. Das sind ewige Stunden.

Dies finden wir am Schlusse der Mondnachtfahrt: Man hat dort sein größtes Mitempfinden, seine größte Bewunderung und Sehnsucht, wo man unproduktiv ist. Leicht in der Welt der Taten (seine Geschichtskenntnisse, die Wirkung des Heeresberichtes auf ihn), ich in der Welt der Gedanken. Ich fragte, wie man sich vom erzieherischen Standpunkt zu dieser Erkenntnis verhalten solle und er sagte mir, daß man seine besten Kräfte mit Erfolg und also mit Befriedigung nur dort verwerten könne, wo man produktiv ist, wo man schaffen kann. Die gegensätzliche Beschäftigung bilde dann das Ausruhen, Erholen dieses Lebens. Gewiß!

Ich bin von keinem Menschen so zu mir selbst geführt worden, als von Leicht - seit dem ersten Tag unserer Freundschaft. Immer gibt er sich Mühe, mich auf das Glänzendste herauszustreichen, weil er mich, und ich glaube überhaupt mir ähnliche Naturen liebt. Und immer ist es eine harte Wahrheit, die seine große Liebe über mich wirft. Aber das ist gerade das Herrliche, Unbedingte in ihm.

Ich weiß, daß ich heute Blicke in meine Zukunft geworfen habe. Daß mir auch diese Fernsicht ein anderer aufschloß, ist das Bezeichnende in meinem Wesen - ist die Wahrheit.

24. August 1918

Freunde des Kokelweins und anderer siebenbürgischer Eigenschaften versammeln sich in der schwülen Nacht bei mir. In Hemdsärmeln - Leicht überhaupt nackt, er ist in der angeregtesten Stimmung und entladet seine Geistesblitze über uns unschuldigen Lämmern.

31. August 1918

Letzte Fahrt mit Leicht auf das Gut Balta Alba. Von Südwesten steigen langsam Wolkenmauern auf und bald strömt es vom Himmel. Wir sitzen auf der Veranda des Landhauses und sprechen über seinen und meinen Beruf. Ich erzähle ihm, auf welchen Umwegen ich zur Wahl meines Studiums gekommen sei: daß ich vor dem Lehrerberuf Auswege suchte, eben weil er mich anzog und ich fühlte, man müsse sich selbst überwinden, man müsse das Gegenteil des Wünschenswerten bezwingen und beherrschen; daß ich den festen Willen hatte, Technik zu studieren und mich von einem älteren, erfahrenen Freund prüfen ließ; wie mein innerer Zweifel durch diese Prüfung harte, erschütternde Erkenntnis meiner Unfähigkeiten wurde und ich zur Einsicht kam, daß ich in keinem anderen Beruf Führer, Sieger sein könne, wenn überhaupt, nur in diesem einen.

Diese Aus-, Um- und Rückwege haben erst meinen Entschluß erzwungen, indem sie mich unabänderlich an das Tor zurückführten, daß ein fechtender Wille meinen Neigungen und Sehnsüchten verwehrt, den Entschluß: „Schließ’ auf! Denn ich bin da: Torhüter und -stürmer! Töte dich nicht selbst!“ So habe ich gegen mich gesteuert und bin letzten Endes doch von mir selbst, dem tieferen selbst, bezwungen worden. Wem gehört der Sieg?

Leicht sagt mir darauf: „Wenn dem so ist, hast du recht getan.“ Und ich freue mich darüber.

Auf der Rückkehr fahren wir einem neuen, drohenden Gewitter entgegen, das sich auch bald mit fürchterlicher Heftigkeit über uns und unsere kühne Geistigkeit entladet. Straßen und Plätze sind zu Strömen und Seen geworden. Wir kehren fröhlich und durchnäßt heim.

Das war der letzte Tagebucheintrag von Otto Folberth über seine Begegnungen mit Hans Leicht im Krieg. Er hat ihn erst wieder am 29. Oktober 1919 in Budapest getroffen.

Der Krieg war überstanden. Aber was zusammenbrach, waren nicht nur Kaiserreiche. Auch persönlich geht vieles in die Brüche, wenn auch noch nicht gleich. Hier die Briefe in die Heimat

Briefe aus schwerer Zeit

10. XI. 1918 (Ein Brief aus Kl. (Klausenburg?))

Mein liebes Lieschen! Die geschäftlichen Aufgaben mehren sich, so daß ich noch etliche Tage von Dir fern bleiben muß ...

13. I. 1919 (Aufgabeort unbekannt)

Mein liebes, liebes Lieschen!

Leider kann ich Dir immer noch nichts ganz Positives mitteilen über meinen hiesigen Aufenthalt....Ich arbeite hier über ein theoretisches Elaborat bezüglich der Autonomie der Nationalitäten.

Es küßt Dich innig, Dein Hans

Budapest, März 1919

Mein liebes gutes Lieschen!

Schon zehn Tage bin ich hier in Pest und habe noch immer nichts für die Unsterblichkeit getan. Dafür habe ich aber von früh bis abends Laufereien und Scherereien. Ob sie mir im Endresultat Ruhm, Ansehen oder eine Lebensstellung eintragen werden, wird sich alles noch finden. Ich habe viele Bekanntschaften gemacht, Beziehungen werden sich allgemach anknüpfen und es wird ja schon etwas heraus schauen. Irgendetwas.

Budapest den 11. Juni 1919.

(Diese Nachricht per Schreibmaschine kam auf irgendeinem Weg in Schäßburg an):

Budapest, am 21. August 1919

Mein Lieschen, mein gutes Lieschen,

seit einem halben Jahr habe ich endlich die Überzeugung, daß dieser Brief zu Dir gelangen wird. Er soll Dir sagen, daß ich gesund bin, und daß ich Dich über alles liebe. Es geht mir auch gut. Alles, was Du dem Entgegengesetzten gehört hat, ist erlogen oder aus Unverstand erfunden.

Meine politische Rolle, die ich spiele, erscheint einigen Siebenbürger Sachsen zweideutig. Ich bin daheim als bolschewistischer Räuberhäuptling verleumdet. Man überschätzt mich. Ich bin es nicht gewesen. Man findet es daheim noch immer der Mühe wert, meine verlotterte, unzuverlässige und charakterlose und reichlich gehasste Person noch schwärzer anzustreichen, als ich bis jetzt erschienen bin. Du kennst mich, mein Lieschen, weißt meine Fehler, sie sind dieselben geblieben. Gemeinheiten sind keine dazu gekommen.

Gegen die Intrigen und Verlästerungen könnte ich auch nur mit Intrigen ankämpfen. Es steht mir nicht dafür. Es zählt nicht zu meinen ehrgeizigen Wünschen, von den Siebenbürger

Sachsen als anständiger Mensch anerkannt zu werden. Sie mögen mich auch weiterhin für einen gemeinen Kerl halten, ich werde sie vom Gegenteil nie überzeugen können, weil wir über den Begriff eines Charakters verschiedener Ansicht sind.

Nach 4 ½ monatelanger schier übermäßiger Arbeit bin ich seit 14 Tagen auf Urlaub, das heißt eigentlich infolge des Regierungswechsels stellunglos.

26. 8. 1919 (Ortsangabe unleserlich)

Vorläufig kann ich mich von hier nicht rühren und will auch nicht nachhause. Ich will erst etwas sein, bevor ich mich den schadenfrohen heimatlichen Gesichtern zeige.

(Briefe sind noch erhalten vom 7. September und vom 13. Oktober 1919, vom 7. und vom 28. März, sowie vom 14. Juni 1920. Zeugnisse vom schweren Neubeginn.)

4. 6. 1920 (Bruder Otto schreibt an seine Schwägerin in Schäßburg):

Auf einen grünen Zweig kommt er (Hans) hauptsächlich wegen seiner vorjährigen Rolle nicht und das lastet ihm schwer auf dem Gemüt.

26. 12. 1920

Mein liebes Lieschen, von meinem Bruder Josch erfahre ich, daß es Dir und Euch allen nicht gut geht. Ich habe zu gleicher Zeit Deinem Vater geschrieben...Komm herauf, liebes Lieschen, zu mir. Ich will sehen, wie wir uns hier einrichten können....

Und dann - ein Jahr später:

„Budapest, 16. Dezember 1921

Liebes Lieschen, Deinen schönen und guten Brief vom 1. Dezember habe ich eben erhalten. Auf Deine bisherigen Briefe habe ich Josch gebeten zu antworten, um uns beiden Aufregungen zu ersparen, nicht aus Schwäche, und nicht vor allen Dingen, oh das ganz gewiß nicht, als ob ich zu Dir nicht mehr hätte sprechen wollen.

Auch meinen ersten Brief hatte ich darum so kurz gefasst, um Dir den Entschluss zu erleichtern.

Aus Deinem letzten Brief sehe ich nun, dass Du zu den hohen Menschen gehörst, die über etwas nur dann hinüberkommen können, wenn sie es nicht hinunterziehen und beschmutzen sehen, und fühle, wie Du, eben um all das Schwere, das mein Entschluss heraufbeschworen hat, überwinden zu können, Deinen Glauben an mich brauchst.

Darum will ich Dir in diesem Brief ganz offen und wahr schreiben, so wie ich mich selbst sehe, und es wird mich sehr beruhigen nach dem fast zweijährigen Schweigen, das mir eine große lange Lüge war. Denn ich wusste, dass Du über mich Gedanken spinnst aus dem Letzten, das

Du durch mich unmittelbar vernommen hattest, mit verschlossenen Ohren allem dem, das über mich von außen her zu Dir kam.

Als ich vor drei Jahren von Dir ging, um als Phantast in das Weltgetriebe einzugreifen, war ich nur von dem Tatendrang geführt, den der lange Krieg in mir aufgedämmt hatte und von dem edlen Ehrgeiz, im Zusammenbruch denen zu helfen, die mit mir an der Arbeit zu sein schienen, als ob auch sie retten wollten, was zu retten ist.

Alle, die es mit mir ehrlich gemeint haben, sind unter die Räder geraten wie ich.

Alle, die ihr eigenes kümmerliches Dasein über eine unsichere Zeit hinüberbergen wollten, sind auf der Oberfläche geblieben und haben mitgeholfen, uns tiefer zu drücken.

Ich wurde verleumdet, gemieden, verlassen. Ich hatte alle meine Freunde enttäuscht. Mich packte anfangs Wut, dann Verzweiflung, zum Schluß fiel ich in eine Art Lethargie.

Alles, was über meine politische Tätigkeit nachträglich gesagt worden ist und auch Dir zu Ohren gekommen sein mag, ist Entstellung. Ich hatte der Sache, die ich verfocht, zu treu gedient und habe allen genützt, nur mir selbst schwer geschadet. Für länger als ein Jahr war ich unbrauchbar, zum mindesten noch lange nicht in dem Maße brauchbar, wie ich mich selbst einschätze.

Auf diese Zeit meiner Zerrüttung fällt Manches, was ich normalerweise nicht getan hätte. Weibergeschichten. Sie liegen weit hinter mir. Ich habe sie längst abgestreift. Ihre Erklärung liegt in der Angst und Hast, etwas zu erleben, bevor es zu spät ist; Menschen zu finden, denen ich etwas bedeute; doch noch etwas wie Kraft und Überlegenheit zu fühlen.

Ich bin in den Tagen dem Selbstmord nahe gestanden, wahrscheinlich aber nur in meinem Bewußtsein, nicht in meinem Organismus, der sich ausleben wollte. Auch mein Stolz, nicht so abzutreten, ohne das geringste vollendet zu haben, bewahrten mich vor einem unsinnigen Schritt. Inzwischen habe ich auf redliche Weise immer so viel Geld verdient, dass ich mich durchschlagen konnte.

Erst im Sommer 1920 hatte ich mich halbwegs erholt. Ich trat zu einem Kaufmann für einige Monate ein. Nachher bekam ich einige größere Aufträge, so dass ich austrat um wieder meinem Beruf zu leben.

Inzwischen sah ich die Zeit für gekommen, meine Rechtfertigung durchzuführen, was mir leicht gelang. Ein judicium, bestehend aus dem Präsidenten Schuster, aus dem Curialrichter Haupt, Gymnasialdirektor Jakobi und einem Kaufmann Ziegler, Sohn des verstorbenen Arkeder Pfarrers, sprach mich aller Schuld frei.

Ich suchte dann um Eintragung in der Budapester Advokatenkammer an und bin seit März hier Advokat, seit September in Compagnie mit einem etwas älteren Kollegen namens Dr. Szabo Marton, der seit 14 Jahren hier Rechtsanwalt ist.

So viel über mein äußeres Leben. Ich bin also nicht verkommen. Und wenn ich alle meine Freunde enttäuscht habe, so haben sie mich alle gründlich enttäuscht und in der Zeit schwerster äußerer und innerer Not vollständig im Stich gelassen. Das muss wohl immer so sein. Zumal mir musste es immer so gehen, weil alle meine Freundschaften aus meiner Naturanlage so waren, dass ich der gebende Teil war.

Wenn Du über mich Ehrenrühriges hören wirst, kannst Du mit Bestimmtheit wissen, dass es nicht wahr ist. Hörst Du Dummheiten, so sind sie zumindest zum Teil wahr oder in ähnlicher Weise wahr, aber ich hoffe hinter mir.

Warum ich Dir gesagt habe, Du würdest keine rechte Freude mehr an mir erleben? Ich habe mich seit unserem letzten Beisammensein so sehr verändert, mich so sehr auf das Nützliche und Reale eingestellt, dass vom alten Hans sehr wenig übrig ist.

Ich muss jetzt zusehen, um aus gedrängter materieller Lage herauszukommen. Ich gehe in kein Theater, kaufe keine Bücher, lebe nur mir selbst. Seit ich mit Dir offen gesprochen habe, besitze ich meine alte Spannkraft wieder.

Aus Deinem letzten Brief sehe ich, wie gut Du meine inneren Einrichtungen kennst, mein böses Gewissen, das Du unschuldigerweise immer gewesen bist. Eben, weil Dich nie eine wirkliche Schuld betroffen hat, warst Du es immer.

Dein Brief hat mir wohlgetan und mich mit aller Dankbarkeit erfüllt, die Du um mich verdienst. Er hat mich nicht gequält, sondern mit Deinem sanften Wesen beruhigt. Ich bin Dir dankbar dafür, dass Du mir nach allem, was ich Dir angetan habe, Freundschaft zu versprechen und zu halten vermagst, dass Du nach der großen Enttäuschung, die ich Deinem Leben bereitet habe, noch immer an mich glauben willst.

Oh, ich will Dir Deine Hochherzigkeit nie vergessen.

Gestern war Nikolaustag. Ich habe so viel an unsere Kinder gedacht. Ich habe die große Bitte an Dich: Erhalte mir Ihre Liebe. Ich werde für sie sorgen selbstverständlich und gern. Ich will auch Dir immer ein guter Freund sein.

Meine Bücher, Bilder soll Lieschen haben. Meine juristische und sonstige fachwissenschaftliche Bücherei und auch meine Schreibmaschine würde ich hier in Budapest sehr dringend brauchen. Ich kenne die Möglichkeiten nicht, sie gefahrlos heraufzuschaffen. Bitte Sorge, wenn es möglich ist, dafür, daß mir alles in die Hände kommt.

Verbrenne unsere Briefe nicht.

Wenn Du einmal die Kraft dazu haben wirst, schreib meine vielen Verse ab, die bei Dir sind. Du hast ja einmal ein Buch begonnen. Schick mir ein Exemplar von meiner Schrift „Bubi“.

Lassen wir den Dingen ihren Lauf. Ich werde Dir eine Vollmacht schicken, sowie sie fertig ist. Und bitte, schreib mir immer, so oft Du das Bedürfnis hast, ich will Dir nun immer und mit der Ehrlichkeit antworten, die von Anfang an zwischen uns war.

Ich küsse Dich und die Kinder Hans“

Hans Leicht in der ungarischen Räterepublik

Wenn im „Österreichischen Biographischen Lexikon“ (Seite 29) Hans Leicht als „Jurist, Politiker und Dichter“ bezeichnet wird, so findet sich einiges zum Beruf als Rechtsanwalt, vieles zu seiner Dichtkunst, aber wenig Authentisches zu seinem kurzen Ausflug in die Politik.

Nach Ende des Weltkrieges stand 1918 für ihn die Entscheidung Rumänien oder Ungarn. Er war für Ungarn (was dann allerdings auch zur Trennung von der Familie führte.)

Dem Lexikon zufolge wurde Hans Leicht von der Regierung Karolyi zum Referenten für die sächsische Minderheit im „Oberkommissariat Siebenbürgen“ ernannt. Das war freilich nur ein illusionäres Amt, denn Siebenbürgen war faktisch bereits im Dezember 1918 Rumänien angegliedert. Zu der Tätigkeit konnte nichts gefunden werden. Auch nicht, wie es dazu kam.

Etwas konkreter wird es für die Zeit der ungarischen Räterepublik. Laut Lexikon „Unterstaatssekretär im Volkskommissariat für die nationalen Minderheiten.“

Familienüberlieferung zufolge war es vor allem der führende Vertreter der Siebenbürger Sachsen in Budapest und Reichstagsabgeordnete Dr. Guido Gündisch, der Hans Leicht dazu bewog, an seine gemeinsame Schulzeit mit Bela Kun in Klausenburg anzuknüpfen und diese Bekanntschaft zu nutzen, um für die Deutschen in Ungarn etwas zu erreichen. Hans Leicht ging darauf ein, obwohl er nie Sozialdemokrat oder gar Kommunist gewesen ist. Aber die Ankündigungen der neuen Macht in Fragen Minderheitenpolitik versprachen auch einiges. Zu diesem Thema haben damals übrigens alle viel versprochen, auch die Rumänen.

Die Räterepublik dauerte ganze 133 Tage, vom 21. März bis zum 1. August 1919. An den meisten Tagen wird Hans Leicht dabei mitgewirkt haben. Bisher konnte als Quelle nur eine Arbeit von Ludmilla Schlereth „Die politische Entwicklung des Ungarländischen Deutschtums während der Revolution 1918/19“ gefunden werden. Nr. 18 in „Veröffentlichungen des Instituts zur Erforschung des deutschen Volkstums im Süden und Südosten“, München 1939.

Ende 1918 hatte die Regierung Karoly Wahlen zu einer Nationalversammlung ausgeschrieben. Vom Deutschen Volksrat wurden dazu eigene Kandidaten aufgestellt, darunter in der „schwäbischen Türkei“ (Komitate Tolna und Baranya mit den Hauptstädten Szekszard und Pecs) Johann Röser, Dr. O. Herzog, Franz X. Kappus, Dr. Hans Leicht. Zu dieser Wahl kam es aber nicht mehr. Dafür zur Räterepublik. Michael Karoly war nämlich gescheitert und kapitulierte angesichts Anarchie, Politik der Entente und Zerstückelung des alten Ungarn. In seinem Aufruf vom 21. März 1921 hieß es darum: „Ich danke ab und übergebe die Macht dem Proletariat der Völker Ungarns.“ Ungefähr unter dem Aspekt: Nun macht was!

Im folgenden die Passage aus der Arbeit von Schlereth, in der die Tätigkeit von Dr. Hans Leicht genannt wird. Im Kapitel 3. **„Die neuen Rechte und Freiheiten der ungarländischen Deutschen“** heißt es.

„Die praktischen Maßnahmen der Räteregierung in Bezug auf die deutsche Volksgruppe wurden eingeleitet durch eine Umbildung der unter dem Karolyiregime erreichten Selbstverwaltung mit ihrer Einteilung der Siedlungsgebiete in autonome Gaue. Die Autonomie als „rein bürgerliche Verwaltungsform“ sollte durch eine Selbstverwaltung der deutschsprachigen Arbeitermassen ersetzt werden. Der revolutionäre regierende Rat verteilte sogleich die Volkskommissariate. Der deutsche Minister Junker schied aus seinem Amte, und Heinrich Kalmar wurde zum deutschen Volksbeauftragten ernannt *). Das deutsche Ministerium wurde in ein

„Deutsches Volksamt“ umgeschaffen. Gemäß dem Rätssystem, das sich von unten herauf auf der kleinsten Einheit, den Gemeinderat, bis zur höchsten Zusammenfassung, dem Landesrat aufbauen sollte, durfte jede Nationalität einen Landesrat mit einem Vollzugsausschuß bilden, der aus den einzelnen gewählten Räten der von ihr besiedelten Gebiete bestehen und sich hauptsächlich mit kulturellen Aufgaben befassen sollte ^{*)}

Der deutsche Volksbeauftragte Kalmar war zugleich Leiter des deutschen Volksamtes, von dem alle das Deutschtum betreffenden Verfügungen ausgingen. Dem Sozialisten und Juden Kalmar, der nach außen hin durch seine Person und Vergangenheit das deutsche Volksamt vor den Zugriffen der Kommunisten schützte, hatte man die bürgerlichen Mitglieder Dr. Peter Jekel und Rechtsanwalt Dr. Hans Leicht zur Seite gegeben, die beide eigentlich richtunggebend für die neuen Verordnungen waren. (Auch Dr. Imrich und Dr. Gündisch hatte man berufen. Diese beiden aber hatten abgelehnt. Mitteilung von Leicht an die Verfasserin.) Das deutsche Volksamt hatte sich ein eigenes Presseorgan, das „Volksblatt“, geschaffen. Die das Deutschtum betreffenden Artikel fanden aber auch Aufnahme in der sozialdemokratischen „Volksstimme“ und in der von den deutschen Sozialdemokraten redigierten „Weltfreiheit“, dem Wochenblatt der deutschen Landarbeiter Ungarns.

Von vielen Kreisen wurde die deutsche Bewegung häufig als gegenrevolutionär betrachtet, da sie nach wie vor den nationalen Standpunkt betonte. Das deutsche Volksamt wurde scharf überwacht, da in ihm ausnahmslos die Beamten des früheren deutschen Ministeriums beschäftigt waren. Kalmar hatte nämlich beim Märzumsturz versprochen, keinen Kommunisten in das Volksamt hineinzulassen, falls sich seine früheren Beamten zur aktiven Mitarbeit während der Räteregierung bereit erklärten; und dieses Versprechen hat er gehalten. ^{*)}“

Des weiteren wird in dem Abschnitt die Tätigkeit des „Deutschen Kulturbundes für Ungarn“ geschildert, in den der Deutsche Volksrat für Ungarn auf Beschluß der revolutionären Räteregierung vom 24. März 1919 umgewandelt worden war. „Dadurch erfuhr das deutsche Schulwesen eine grundlegende Neuordnung. Für sämtliche Unterrichtsanstalten der deutschen Siedlungsgebiete wurde Deutsch als Unterrichtssprache und Madjarisch als Lehrgegenstand verfügt. In Budapest wurde eine deutsche Bühne eröffnet und die Errichtung eines deutschen Theaters geplant. Ebenso waren eine deutsche Theaterschule und deutsche Bauerntheatergesellschaften auf dem Lande vorgesehen. In der Hauptstadt sollte ein ungarländisch-deutsches kulturhistorisches Museum geschaffen werden. ^{*)} Der Kulturverband veranstaltete zahlreiche gemeinverständliche Vorträge aus allen Wissensgebieten.

Im Deutschen Volksamt wurde eine eigene deutsche Propagandaabteilung eingerichtet und ein Propagandaseminar gegründet, in dem die Redner für wissenschaftliche und politische Vorträge ausgebildet werden sollten.

Die erwähnten, größtenteils von den Mitgliedern des Deutschen Kulturbundes angeregten, Neuerungen wurden von der Räteregierung durch Vermittlung des Deutschen Volksamtes zum Gesetz erhoben und waren großzügiger als alle Nationalitätenverordnungen, die jemals von ungarischen Regierungen erlassen worden sind. Schade, daß die zur Durchführung nötige Bewegungsfreiheit nur in den allerersten Tagen vorhanden war und späterhin jede Arbeit in Diktatur und Terror erstickte.“

Dazu auch Gegenregierung und weißer Terror in Szeged, Mobilisierung, Krieg an mehreren Fronten, Drohungen der Entente-Mächte. Und trotzdem: Am 14. April 1919 kündigt Volksbeauftragter Kalmar ein deutsches Theater in Budapest an und am 20. Mai wird laut „Pester Lloyd“ eine „bescheidene deutsche Volksbühne eröffnet.“ Ob Hans Leicht dabei eine Festrede gehalten hat, konnte quellenmäßig noch nicht belegt werden. Auf jeden Fall wurde eine Grußbotschaft des Volksbeauftragten verlesen.

Am 12. Juni beriet der Deutsche Landesrat über einen inzwischen vorliegenden Verfassungsentwurf.

Zu den „vielen schönen Verordnungen der Räteregierung“ wird aber auch folgendes gesagt:

„In dem einen Dorf konnte der deutsche Unterricht noch nicht eingeführt werden, weil der Lehrer ein Madjare ohne deutsche Sprachkenntnisse war, im andern Dorf hatte der alte madjarische Notär noch seinen Posten inne und ließ die deutsche Selbstverwaltung nicht zu, im dritten Dorf waren die Leute von früher noch so verschüchtert, daß sie sich bei jeder Neuerung fürchteten, und im übrigen hatte die Räteregierung wohl alle diese Verordnungen erlassen und gestützt, hatte aber bald wichtigeres zu tun, als über deren Durchführung zu wachen, da sie froh sein mußte, sich überhaupt noch von Tag zu Tag halten zu können.“ Und lange hat sie sich angesichts eigener Versäumnisse und äußeren Drucks nicht halten können.

An manchen der erwähnten Vorhaben wird Hans Leicht beteiligt gewesen sein. Die Eröffnung des deutschen Theaters in Budapest ist im Lexikon auch direkt genannt. Über all das sind nach Siebenbürgen anfangs nur verfälschte Nachrichten gedrungen. Speziell die Siebenbürger Sachsen in Ungarn haben ihm seinen Einsatz nicht gedankt. Vor allem jene, die ihn dazu veranlaßt hatten, sich mit Bela Kun „einzulassen“, wandten sich gar schnell von ihm ab. Hans Leicht mußte sich kurzzeitig verstecken, um nicht dem „weißen Terror“ zum Opfer zu fallen. Sein jüdischer Kompagnon half ihm dabei, dessen Name leider nicht bekannt ist.

In den bereits ausführlich zitierten Tagebüchern von Otto Folberth findet sich noch eine Notiz zu Hans Leicht aus dem Jahr 1919:

29. Oktober 1919 (Budapest)

Das Bedeutsame in der Arbeit der Geister ist keinesfalls das Schlußergebnis, zu dem sie geführt hat. Denn dieses pflegt gewöhnlich schon dem nächsten Geschlecht als Irrtum zu erscheinen. Wie viele Philosophen können wir heute schon aufzählen, die zu einem irrtümlichen Ergebnis gelangt sind! Setzt das ihre Bedeutung herab? Nein - also hat schon ihre Arbeit allein (der Geist, der wirkt) Selbstzweck.

Leicht: Nicht das Weib besitzt das größte Schamgefühl. Denn es schämt sich nie vor sich selbst, nie wenn es sich allein (zu zweien) weiß, sondern immer nur vor „den Leuten“. Aber der Mann schämt sich vor sich selbst.

Hans Leicht brauchte sich in Ungarn weder zu schämen noch sich allzu lange zu verbergen. Ihm wurde Lauterkeit seiner Absichten und Korrektheit seines Verhaltens bestätigt und er war

nach Anfangsschwierigkeiten bis zu seinem Tod angesehener Rechtsanwalt in Budapest. Mit Politik hatte er allerdings nichts mehr im Sinn, nur in einigen seiner Gedichte klingt mitunter noch etwas davon an. Und nach Siebenbürgen zog es ihn auch nicht mehr oft. In Erinnerung ist nur ein Besuch im Sommer 1935.

*) In mehreren Fußnoten gibt es Ergänzungen und Hinweise auf weitere Quellen. So wird ein Schriftstück aus der Rätezeit „Die deutsche Selbstverwaltung in Ungarn“, überlassen von Dr. Peter Jekel erwähnt. Persönliche Mitteilungen von Jekel, Leicht und Gündisch an die Verfasserin werden wiederholt genannt. Zu Schulfragen vor allem Hinweise auf „Volksstimme“, zu Theaterfragen „Pester Lloyd“ vom 17. April 1919, „Volksblatt“ vom 13. April, PLI vom 24. Mai, „Volksstimme“ vom 4. Juni. Der deutsche Kulturbund hatte eine eigene Theatersektion errichtet, um alle diesbezüglichen Fragen zu behandeln. Weiterer Quellenhinweis ist P. Jekel „Erinnerungen aus Bleyers Leben“, „Deutscher Volksbote“, Januar 1936.

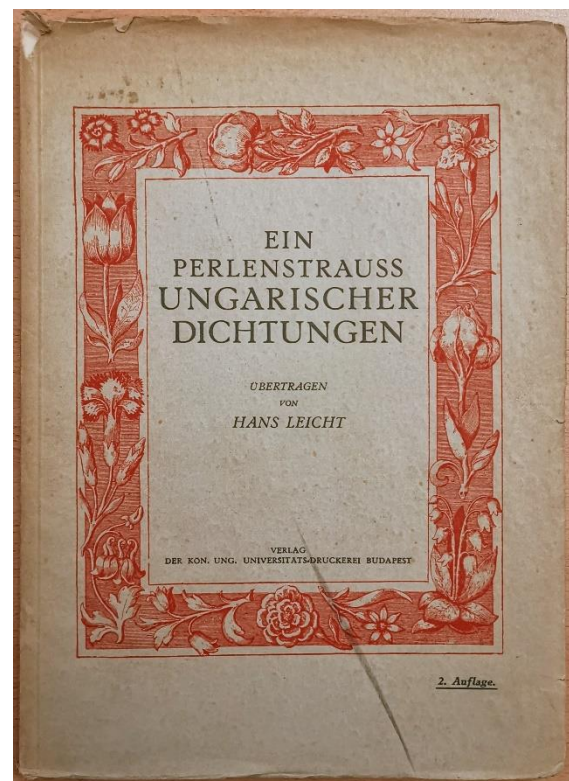
Diesen Artikel in mehreren Fortsetzungen von November 1935 bis April 1936 gibt es in Deutschland nur in zwei Bibliotheken, in Freiburg und Marburg. Leider in beiden nicht vollständig. Januar 1936 fehlt. In anderen Nummern ist etwas über Arbeit und Struktur des Volkssamtes enthalten, allerdings ohne Nennung von Namen.

Dr. Hans Leicht - Lexikon und Literarisches

Das findet man im „Österreichischen Biographischen Lexikon“, Band V, Wien 1972:

Leicht Hans, Jurist, Politiker und Dichter. * Schäßburg (Sighisoara, Siebenbürgen) am 8.7.1886; + Budapest, 29.9. 1937. Stud. an den Univ. Klausenburg, Berlin und München Jus und arbeitete dann bis zu seiner Einberufung zum Kriegsdienst im Ersten Weltkrieg als Rechtsanwalt in Schäßburg. In den polit. Wirren nach dem Krieg nahm er seine Klausenburger Beziehungen wieder auf, um für die Deutschen in Siebenbürgen erträgliche Lösungen zu erwirken. So wurde er von der Regierung Karolyi zum Referenten für die sächs. Minderheit im „Oberkommissariat Siebenbürgen“ ernannt. Später in Budapest, nahm er mit Bela Kun, seinem Mitschüler aus Klausenburg, Kontakt auf und wurde Unterstaatssekretär im Volkskommissariat für die nationalen Minderheiten. Er setzte in Budapest ein deutsches Theater durch und arbeitete für die Deutschen in Westungarn eine neue Verfassung aus. Er lebte dann als Rechtsanwalt in Budapest und bemühte sich um eine Verständigung zwischen Ungarn und Deutschen. L., ein Neffe des Dichters E. Thullner, verfaßte Gedichte und zahlreiche Gelegenheitsdichtungen und machte sich verdient um Übers. aus dem Ungarischen.

W.: Ein Perlenstrauß ungarischer. Dichtungen, 1939; Die Sterbenden. Ein Totentanz, Manuskript; etc. L.: Südostdt. Vierteljahresbl. 4, 1962, S.219 ff. (Schaser)



Das „Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt“ meldete am 5. Oktober 1937:

Todesfall. Am 28. September verschied in Ofenpest der vormalig Schäßburger, nachher Ofenpester Rechtsanwalt Dr. Hans Leicht an den Folgen einer Gehirnoperation, in seinem 52. Lebensjahre. Dr. Leicht hatte sich vor Jahren an der deutschen Bewegung in Ungarn hervorragend beteiligt, dann widmete er sich außer seinem Beruf vor allem seinen schöngeistigen Neigungen. In den letzten Jahren hat er wiederholt im ungarischen Radio gesprochen und dort ausgezeichnete eigene deutsche Uebersetzungen magyarischer Lyriker vorgetragen. Die deutsche Kolonie in Ofenpest wird diesem allgemein geschätzten Volksgenossen ein ehrendes Andenken bewahren.

Inzwischen (2001) liegt auch Band VIII des SCHRIFTSTELLER-LEXIKON DER SIEBENBÜRGER DEUTSCHEN (Bio-bibliographisches Handbuch für Wissenschaft, Dichtung und Publizistik) von Hermann A. Hienz vor.

Es enthält auf vier Seiten neben einer kurzen Biografie und den Angaben zu Quellen mit Daten über Hans Leicht eine Zusammenstellung, was von ihm im Druck erschienen ist, die hier auf der nächsten Seite wiedergegeben wird.



Josef und Otto Leicht

In allen Familienerinnerungen spielt das gute Verhältnis der drei Leicht-Brüder eine große Rolle. Vor allem Josef (1893-1972) und Otto (1896-1971), deren Lebenswege häufig parallel verliefen, waren Zeit ihres Lebens in inniger brüderlicher Liebe einander verbunden, Hans, der älteste, war ja schon 1937 verstorben.

Alle drei Brüder erlebten den ersten Weltkrieg als Truppenoffiziere in k.u.k.-Diensten und überlebten ihn ohne Verwundung. Otto nahm ein Studium an der forstwirtschaftlichen Hochschule in Ödenburg (Sopron) auf. Noch vor Kriegsbeginn hatte Josef ein Jurastudium in Klausenburg und Leipzig begonnen, das er nach dem Krieg in Budapest beendete.

In Budapest spielte sich aber auch folgendes ab: Als sich nach dem Fall der Räterepublik der ältere Bruder Hans verstecken mußte, um nicht durch die Gegenrevolution an den Galgen gebracht zu werden, erschien sein Bruder Otto mit Vollbart und in rumänischer Offiziersuniform in der Wohnung, die Hans als Versteck diente. (Die Rumänen waren damals bis Budapest vorgedrungen und Otto wie auch Josef mußten vorübergehend in der rumänischen Armee dienen). Mit verstellter Stimme fragte er barsch auf rumänisch: „Hält sich der Bolschewist Leicht hier auf?“. Die Leute, die Hans versteckt hatten, waren bleich vor Entsetzen, Hans erkannte aber trotz Verkleidung seinen jüngeren Bruder sofort und die beiden fielen sich glücklich in die Arme, zur grenzenlosen Erleichterung der guten Leute, bei denen Hans Unterschlupf gefunden hatte.

Über Ottos Bart ist noch mehr zu sagen. Er trug ihn an der Ödenburger Hochschule, wo er als Student großes Ansehen genoß und Präsident der Studentenvereinigung war. Sein Barttragen spornte viele zur Nachahmung an, was damals durchaus nicht üblich war. Ottos Bart ist durch ein „Gedicht“ seines Bruders Hans auch in die Literatur eingegangen:

*Ich bin ein Dämon deutscher Art:
Von Rübezahl hab ich den Bart,‘
von Hagen meinen heißen Grimm,
von Donars Furz die tiefe Stimm -
ich bin ein deutscher Dämon.*

Natürlich wurde solcher Ulk - und es gab noch mehr davon - unter den Geschwistern nicht übel genommen.

An dieser Stelle soll aber auch gesagt werden, daß sich von Otto Leicht ebenfalls ein Gedicht eingefunden hat. Zeitschrift „Ostland“, Jahrgang 2, 1919, Seite 31:

*Endlich, durch zerrissenes Gewölk, leuchtet mein Glück:
 mein sturmgebräunt Gesicht wirft leuchtend es zurück
 zum düstern Wind,
 zum Himmel, zu den Wolkenfetzen, hoch, nach oben,
 wohin dich meine Leidenschaft gehoben
 du wunderbares Kind.*

*Nun fast gebeugt, die Glut im rasenden Gehirn,
 möchte ich mir die blasse, heiße Stirn
 an deinen Händen kühlen.
 Ich möchte mich nur stille zu dir kauern
 und traurig sein. Und süß erschauern
 und deine Nähe fühlen.*

Noch etwas zu den Leichts insgesamt: Die ganze Familie war, wie an anderer Stelle erwähnt, dem ungarischen Volkstum zugetan, wobei sie sich stets eindeutig zu ihrer deutschen Nationalität bekannte, selbst unter schwersten Umständen. Dies war auch einer der Gründe, warum alle drei Brüder nach dem ersten Weltkrieg in das verbleibende Ungarn gingen: weil sie in ihrer nunmehr rumänisch beherrschten Heimat nicht mehr leben wollten. Bei Otto ging die Sympathie für Ungarn so weit, daß er als Hochschüler und Präsident der Studentenvereinigung aktiv den Volksabstimmungskampf in Ödenburg drei Jahre nach Kriegsende, und zwar zugunsten einer Zugehörigkeit der Stadt zu Ungarn mitgestaltete. Seinem Gerechtigkeitsinn war es zuwider, daß diesem ohnehin arg gebeutelten Ungarn noch ein Teil fortgenommen werden sollte, auch wenn der an ein deutsches Land, nämlich an Österreich gekommen wäre.

Aber mehr noch wird die Hoffnung eine Rolle gespielt haben, daß wenigstens in Ungarn inzwischen die Aussicht bestand, in diesem k.u.k.-Nachfolgestaat könne die Monarchie gerettet oder wieder hergestellt werden - im Gegensatz zum „roten Wien“.

Als überzeugter „Legitimist“, heute würde man Monarchist sagen, hat Otto Leicht auch noch eine gewisse Rolle bei dem halbherzigen Versuch des letzten gekrönten wenn auch unfähigen Habsburgers, Karl, gespielt, wenigstens den ungarischen Thron zurückzuerlangen. Er gehörte zur persönlichen Leibwache des letzten Kaisers und Königs.

Im Buch von Bruno Brehm „Weder Kaiser noch König“ findet man an einer Stelle, daß an einem entscheidenden Abend Oberleutnant Leicht Wache vor dem Schlafzimmer der Ex-Majestäten im Schloß des Grafen Esterhazy stand. Otto Leicht soll auch Ödenburger Studenten für die Sache des Königs gewonnen haben.

Weitere Aktivitäten sind leider nicht überliefert, es sei denn die Geschichte, daß Otto mal vor Karl und habsburgtreuem Publikum zur Laute gesungen hat. Einige ritzen oder schrieben danach ihre Namen auf die Laute. Ob auch der Name Karl darunter war, kann nicht mehr geklärt werden, denn das Instrument ist 1945 in den letzten Kriegstagen verloren gegangen.

Otto, den die jungen Frauen sehr verehrten, lernte in Ödenburg seine spätere Gattin, Ferike Kossow-Gerronay, kennen. Er verliebte sich in die blonde Schönheit, die seinem rassistischen

Ideal entsprach und konvertierte ihr zuliebe auch zum katholischen Glauben. Schließlich war der Siebenbürgen-Einwanderer Johann Baptist Leicht aus Memmelsdorf ja auch katholisch. (Umgekehrten Glaubenswechsel aus Heiratsgründen gab es auch an anderen Stellen der Familie). In Budapest schaffte Otto Leicht es später bis zum Oberforstrat. Eines seiner großen Verdienste waren Aufforstungen in problematischen Bereichen der ungarischen Tiefebene mit Akazienbäumen, weshalb ihn sein älterer Schwager Julius Fröhlich - ebenfalls ein Forstmann - gerne als „Akazienförster“ zu veräppeln pflegte. Julius hatte freilich auch einen Spitznamen, der mit seiner früheren Tätigkeit verbunden war: „Urwaldfröhlich“.

Josef Leicht hatte während des Krieges seine spätere Frau Josefine Schuller, eine Tochter des Heltauer und später Sächsisch Reener Pfarrers Richard Schuller kennengelernt, die übrigens zu seiner Leipziger Zeit auch dort am Konservatorium studierte. Aus späterer Zeit gibt es eine halbspaßige Äußerung von ihm: „Zuerst war ich der Sohn von dem Ingenieur Leicht, dann war ich der Bruder vom Dichter Hans Leicht und jetzt bin ich der Mann von der berühmten Pianistin Josi Schuller.“

Während Josef Leicht sich für seine schwierige Anwaltsprüfung vorbereitete, wohnte er in Budapest mit seinem Bruder Hans zusammen. Es war die Zeit, wo Hans versuchte, seine Familie aus Schäßburg nach Budapest zu bringen. Josef tat alles, was in seinen Kräften stand, um die Sache zu fördern, auch als Kurier und Postbote. Als Hans dann seine neue Bekannte Kitty ins Spiel brachte, bekam er von seinem jüngeren Bruder geharnischte Vorhaltungen zu hören. Ein starkes Band der Bruderliebe hat eine Entfremdung verhindert. Aber Josef und die neue Schwägerin blieben sich bis zuletzt unsympathisch.

In Ödenburg betrieb Josef Leicht eine Anwaltskanzlei, zuerst weniger erfolgreich mit Teilhabern, dann allein. Gemeinsam mit seiner Frau war er darüber hinaus in der deutschen Volkstumsarbeit im Rahmen des „Volksbundes der Deutschen in Ungarn“ aktiv, gegen Ende des Krieges auch noch in der ungarischen „Pfeilkreuzler“-Partei. Hier wurde er sogar designierter Minister, aber es kam nicht mehr zu diesem Amt. Vorgesehen war er für Minderheitenpolitik, wie einst sein Bruder Hans - wenn auch an einem ganz anderen Ende des Polit-Spektrums.

Manch abenteuerliches ist noch zu berichten. Otto meldet sich kurz vor Schluß freiwillig zum Militärdienst. Josef fährt im Dienst eines Klienten nach Budapest, kurz bevor diese Stadt von der Roten Armee umschlossen und belagert wird. Otto versucht, mit ihm in Kontakt zu kommen und bittet sogar um die Erlaubnis, mit dem Fallschirm über Budapest abzuspringen, um seinen geliebten Bruder Josch ausfindig zu machen. Dies wird jedoch nicht genehmigt. So ist Joseph verschollen, während die anderen der Familien Leicht und Fröhlich nach ihrer Flucht in Österreich (Altmünster) landen. Josef im Juli 1945 auch - nach abenteuerlicher Wanderung von Budapest über Wien, teils zu Fuß und unter falschem Namen - mit Vollbart!

Otto Leicht hat übrigens lange die Sorge vor einem Vordringen der Sowjets bis nach Westeuropa geplagt. So war schon eine Auswanderung nach Amerika vorbereitet. Bereits auf dem Bahnsteig stehend, erfaßte urplötzlich die ganze Familie ein derartiges Heimweh, daß sie kehrt machten und wieder in ihre Klagenfurter Wohnung einzogen. Die drei älteren Söhne haben später eine Weile in den USA gelebt, wobei zwei wieder nach Europa zurückkehrten. Ottos Sohn Otto blieb in den USA und dessen drei Söhne und deren Familien wurden Amerikaner.

Dr. Josef Leicht hatte es als Jurist aus Ungarn in Österreich anfangs nicht leicht. Aber da er geschickte Hände hatte und gerne bastelte, fertigte er zunächst Holzschnitzereien, vor allem für Angehörige der amerikanischen Besatzungsmacht. Dann produzierte er zusammen mit einigen Schicksalsgenossen in einer angemieteten Schloßküche nicht alltägliche Naschereien, die sie namens eines Gmundner Lebzelterbetriebes verkauften. Nach einiger Zeit gelang dann doch schrittweise der Weg wieder in die Juristerei. Allseits Jahre mit dem endlich erfolgreichen Aufbau neuer Existenzen, Jahre mit Freud und Leid.

In Klagenfurt haben schließlich drei Geschwister, die sich so gerne hatten, kurze Zeit noch gemeinsam verbracht. 1970 starb Lotti Fröhlich geborene Leicht, 1971 Otto Leicht und 1972 Josef Leicht.

Die Vorfahren Thullner

Von Wilhelm Wagner (1885 – 1971), verh. mit Juliane geb. Leicht

An der Hand von zwei Namen kann ich die Reihe der Vorfahren des Großvaters der Mama, Johann Thullner, bis in die dritte Generation zurückverfolgen. Es sind dies die Urgroßeltern väterlicherseits Josef Domsitz und Margarete. Über die Urgroßeltern, die Großeltern und Eltern des Thullner-Großvaters besitze ich keine amtlichen Dokumente, doch habe ich wahrscheinlich auf Grund von brieflichen Mitteilungen meines Schwagers Josef aus Ödenburg in die Ahnentafel einige Eintragungen gemacht, die ich nun wiederhole.

Seine Großeltern waren väterlicherseits Johann Thullner und Margarete Domsitz, geboren in Wieselburg am 7. Juli 1763 und dort getraut am 16. Januar 1780, mütterlicherseits Johann Weiss und Anna Lehner, getraut in Wieselburg am 1. Februar 1793. Seine Eltern waren Johann Thullner und Elisabeth Weiß, geboren am 7. November 1798. Der Tag ihrer Trauung ist mir nicht bekannt, doch muß ich aus dem Taufschein schließen, daß sie getraut waren, da die Mutter als Elisabetha nata weiss genannt ist. (Einige dieser Angaben inzwischen korrigiert. R.A.)

Der Großvater ist am 24. Juli 1829 in Wieselburg geboren und am Tag darauf getauft worden. Seine Eltern wie seine Vorfahren haben wahrscheinlich alle in Wieselburg als Tagelöhner gelebt. Seine Mutter ist schon 1830 an der Cholera gestorben und das Kind wuchs unter den Händen seiner Stiefmutter auf. Allzuviel Liebe scheint er weder von der zweiten noch von der dritten Frau seines Vaters erfahren zu haben. Sein Vater wandte dem aufgeweckten Jungen seine ganze Liebe zu und freute sich bald an den guten Leistungen in der Elementarschule. Als Schüler ministrierte er auch gewissenhaft im katholischen Gottesdienst und seinem dort bewiesenen Eifer hat er es wohl zu verdanken, daß er als Schüler in das Gymnasium des nahen Städtchens Ungarisch Ultenburg aufgenommen wurde. Jeden Morgen mußte er zu Fuß von Wieselburg nach Altenburg pilgern. Es sind mindestens sechs Kilometer, die er täglich zweimal zurücklegte. Laut vorliegendem Zeugnis, das in lateinischer Sprache verfaßt ist, hat er vom Schuljahr 1842 bis 1847/48 alle Klassen sehr gut absolviert. (Es folgt ausführliches Zitat aus Erinnerungen von Wilma Leicht geb. Thullner - siehe unter „Mein Leben“ in diesem Band).

Nach Beendigung des vorgeschriebenen medizinischen Studiums am Theresianum in Wien und auf Grund der am 3. Dezember 1852 und am 11. Februar 1853 vorgenommenen „strengen Prüfungen“ wird Johann Thullner von den Dekanen „der Medizinischen Fakultät an der uralten und weltberühmten Universität zu Wien in Österreich“ im Jahre 1853 das Diplom auf Pergament ausgestellt. Darin wird er als ein tauglicher und erfahrener Wundarzt und Geburtshelfer anerkannt und gleichzeitig auch an den bei der Fakultät abgelegten Eid für die Ausübung seiner Tätigkeit als Arzt erinnert. Bemerkenswert ist, daß dem Geburtshelfer im Sinne einer Hofkanzleiverordnung vom 21. Oktober 1813 zur Pflicht gemacht wird, die Seelsorger als Führer der Geburtsbücher von dem, was ihm von dem Namen der Kindesmutter und von ihrer Verhehlung oder Nichtverhehlung bekannt ist, zu unterrichten.

Die Aufnahme in das Theresianum war an die Bedingung gebunden, nach Beendigung des Studiums und Erlangung des Diploms als Unterarzt in der kaiserlich-königlichen österreichischen feldärztlichen Branche acht Jahre zu dienen. Diesen Dienst hat der Großvater beim Ulanen-Regiment Erzherzog Karl Ludwig Nr. 7 getan, das im Jahr 1859 nach Birtzhälm kam. Darüber schreibt die Mami: (siehe oben).

Die Entlassungsurkunde aus dem Militärdienst vom 5. Juli 1861 liegt unter unseren Akten, ebenso auch sein Gesuch um Anstellung als Kommunalarzt vom 19. September 1861. Schon am 22. September 1861 beschloß die Kommunität die Anstellung. Im nächsten Jahre am 10. Dezember fand die Trauung der Großeltern Thullner in BIRTHÄLM statt, nachdem der Großvater zur evangelischen Kirche übergetreten war. Aus ihrer Ehe sind fünf Kinder geboren, von denen ein Mädchen im Alter von 5 Jahren starb. Auf dem Grabstein lasen wir auf dem Friedhof in BIRTHÄLM den Vers: „Mein liebes Kind ade! Als sie dich fortgetragen, konnte ich Ade nicht sagen vor tiefem, tiefem Weh.“ Ein Knäblein starb mit drei Monaten am Keuchhusten. Das älteste Kind war der Knabe Ernst, der spätere angesehene Dechant im Mühlbacher Kirchenbezirk. Dann folgten die beiden Schwestern Lotti, später als verehelichte Salzer Pfarrfrau in BIRTHÄLM, und unsere liebe Mami.

Ich habe den Thullner-Großvater nur wenig gekannt und kann darum weder über sein Wesen noch über seine Arbeit aus eigener Erfahrung niederschreiben, zumal Mami uns in ihren Erinnerungen aus dankbarer Kindesliebe ein überaus anschauliches und getreues Bild hinterlassen hat, für das wir nur danken können.

Aus der Leichenrede, die Pfarrer Wittstock unter das Wort aus Hiob 4, 3-4 „Siehe, du hast viele unterwiesen und gestärkt, deine Rede hat die Gefallenen aufgerichtet und bebende Knie gekräftigt“ lasse ich folgenden Absatz hier folgen: „Zweierlei mußte jedem Herzen, das für unsere Gemeinschaft schlägt, auf das innigste freuen und bewies, daß der seltene Mann wirklich einer der unseren geworden war. Das war sein warmes, wohlwollendes Verständnis für unsere Verhältnisse und der feine Herzenstakt, mit dem er aus all den vielen Schatten das Licht zu finden und sich der Sonne zu freuen wußte. Wie hat sein im Kampf ums Dasein früh geschärfter Blick die alten Einrichtungen unseres Volkes, die Einzelne so sehr stützte und das Gesamte ordnete, zu werten gewußt, weil sein Auge geschärft war für kleine Wahrheiten und Weisheiten des Lebens, die so nahe liegen und die wir oft so gering anschlagen, und wie freute er sich, ihren Gehalt der Jugend in der knappen Form der alten Sprache einzuschärfen, denn der Jugend hat er sich gefreut, weil er an Leib und Seele jung blieb bis zum Alter.“

Am 17. April 1911 haben sie den guten Mann auf dem Friedhof in BIRTHÄLM zu Grabe getragen und Fräulein Juli Leicht war mit ihrer Mutter auch nach BIRTHÄLM gefahren.

Dem Thullner-Ernst-Onkel bin ich in kirchlichen und völkischen Versammlungen wiederholt begegnet. Seine auffallende Erscheinung mußte man unbedingt zur Kenntnis nehmen und sein Wort galt viel. Er sollte uns ja in Klausenburg trauen, wurde aber im letzten Augenblick durch eine amtliche Verpflichtung am Erscheinen verhindert. Auf dem 29. Verbandstag der Raiffeisengenossenschaften am 23. September 1915 hat er meinen Vortrag „Aus Theorie und Praxis der Waisenpflege“ angehört und sich darüber günstig geäußert. Zum letzten Mal begegneten wir ihm auf der Fahrt ins Burzenland zum Einzug nach Heldsdorf, wobei er unser Bedauern, daß ich nicht nach BIRTHÄLM gewählt wurde, als völlig unbegründet bezeichnete und seine Meinung sehr einleuchtend begründete. Leider ist er im Alter von knapp 55 Jahren schon einige Monate nach dieser Begegnung am 6. Mai 1918 als Stadtpfarrer von Mühlbach an Magenkrebs gestorben. Der Rede bei der Beerdigung in Mühlbach hat Pfarrer Otto Piringer, ohne zu wissen dasselbe Wort aus Hiob 4, 3-4 zu Grunde gelegt, das Pfarrer Wittstock am Sarge des Großvaters am 17. Mai 1911 in BIRTHÄLM sprach. Ich habe auch diese Rede, die sein Wesen und seine Bedeutung zutreffend schildert, unter meinen Akten.

Im Alter war Lottitante die nächste unter den drei Geschwistern. Ich habe sie als liebenswürdige Pfarrfrau in BIRTHÄLM bei einer Herbstwanderung der „Carpathia“ 1902 kennengelernt und bin damals auch im Hause Thullner Gast gewesen. Sie war der Liebling der Großmutter. Als Professorsgattin Salzer hat sie im gesellschaftlichen Leben in Schäßburg eine große Rolle gespielt und als im Jahre 1896 eine Deputation sächsischer Frauen nach Wien ging, um beim Kaiser Franz Josef zur Verhinderung des Ortsnamengesetzes in Audienz zu erscheinen, war Lottitante auch dabei. Die Verhinderung ist nicht gelungen. Schon im Sommer 1903 ist Lottitante einer Herzklappenentzündung erlegen.

Die dritte in der Reihe war unsere gute, liebe Mami. Sie ist am 19. Mai 1866 in BIRTHÄLM geboren und am 10. Juni 1866 Wilhelmine Amalie getauft worden. In ihren Erinnerungen hat sie uns ein so anschauliches und an Weisheit so reiches Bild ihrer Jugend und ihres Lebens hinterlassen, daß ich zur Ergänzung hier nur auf drei Tatsachen hinweise.

Aus meiner Studienzeit stammt von einem Faschingsabend der Hochschüler der Vers:

*„Eine Kuh der guten Studentenmutter,
daß sie besorge Milch und Butter.“*

mit dem ihr eine schön modellierte Kuh aus Holz übergeben wurde. Vielen Hochschülergenerationen von Pfarrer Georg Barthmes aus Agnetheln bis Dr. Cornel Terplan aus den USA ist Mami eine gute Studentenmutter gewesen und an die Wilmatante erinnern sich noch viel mehr.

Mir persönlich ist sie dann nach meiner Verlobung mit ihrer jüngsten Tochter eine rechte fürsorgende Mutter geworden, deren Liebe ich umso dankbarer empfand, da ich die eigene Mutter schon mit fünf Jahren verloren hatte. Wie aufrichtig unsere Beziehungen waren, mag folgender, Staunen erregender Vorfall auf der Eisenbahn beweisen. Ich fuhr mit mehreren Mediascher Bekannten in der Richtung nach Kronstadt, als in Elisabethstadt Mami unerwartet in unseren Waggon einstieg und in unser Abteil trat. Ich war über ihr Erscheinen freudig überrascht und wir umarmten uns. Nachdem Mami in Schäßburg wieder ausstieg und die Mitreisenden erfuhren, daß sie meine Schwiegermutter sei, fiel die Äußerung, daß es doch etwas ganz Außergewöhnliches sei, daß jemand seine Schwiegermutter so freudig und herzlich begrüße.

Der „Freund“ - ein Märchenprinz?

Von Richard Ackner

Auf einem Papier mit Vorfahren und Nachkommen der Thullner/Stolz-Sippe, das wahrscheinlich beim großen Stolz-Treffen 1979 verbreitet wurde, steht bei Johann Thullner: „Freund des Prinzen of Wales“. Eigentlich ist das unvorstellbar und unmöglich: Der Tagelöhnerssohn, auch wenn er Militärarzt wurde, ein Freund des englischen Thronfolgers? Dann ergab sich nach vielem Fragen bei heutigen Thullners folgende Variante:

Der junge Edward sei, als Kind noch, bei „seinem“ Regiment in Wien gewesen, um vielleicht als dessen „Ehrenoberst“ einer Übung beizuwohnen. Plötzlich an Angina oder etwas anderem erkrankt, habe der junge und sympathische Militärarzt Thullner ihn gesund gemacht und daraus und aus Dankbarkeit dafür habe sich eine „kindliche“ Freundschaft entwickelt. Das ist schon fast vorstellbar, wenn auch eher anzunehmen ist, daß schon bei der geringsten Krankheit eines solchen königlichen Gastes sofort die besten Wiener Mediziner und Universitätsprofessoren herangezogen worden sein dürften.

Aber es soll sogar prinzliche Geschenke gegeben haben, von denen auch noch Reste existieren. Tatsächlich sind eine Meerschampfeife oder ein Teil davon und zwei Teller eines angeblichen Hochzeitsgeschenkes noch vorhanden, ein Spazierstöckchen und eine Tabakdose gibt es in der Erinnerung. Merkwürdig ist nur, daß Tochter Wilma in ihrer ausführlichen Würdigung des Vaters nichts davon schreibt und auch bei Pfarrer Michael Salzer in seinem 1883 veröffentlichten Buch „Birthälm“ findet sich nichts. Das müßte sich doch in Birthälm herumgesprochen haben.

Also forschen. Im Wiener Kriegsarchiv gibt es ein Buch zur Geschichte des Ulanenregiments Nr. 7, in dem Johann Thullner gedient hat. Kein Prinz of Wales genannt, weder krank noch als Ehrenoberst.

Das Österreichische Staatsarchiv / Haus-, Hof- und Staatsarchiv teilt auf Anfrage mit, „daß im Index zu den Zeremonialakten des ehemaligen Kaiserhofes ein Besuch des Albert Edward, Prince of Wales, nicht vermerkt ist. Auch eine Audienz bei Kaiser Franz Joseph oder ein Empfang bei der großbrit. Botschaft in Wien ist nicht vermerkt. Vielleicht war Albert Edward 'incognito' in Wien, also unter einem anderen Namen. Dieser müßte dann aber bekannt sein, um Nachforschungen in den Akten des Ministeriums des Äußeren (Informationsbüro) anstellen zu können.“ Hier endet also zwangsläufig die Suche.

Über Edward VII gibt es in der Deutschen Bücherei in Leipzig ein Werk in zwei Bänden, als Prinz of Wales und als König. Doch kein Aufenthalt in Wien zu der in Frage kommenden Zeit.

Schließlich eine schon nicht mehr erwartete Antwort auf einen Brief an Charles, Prince of Wales. Absender Royal Archives, Windsor Castle. Mrs. Jill Kelsey, Assistant Registrar, hat sich bemüht, und herausgefunden, daß Edward seinen ersten Besuch in Wien während einer Reise in den mittleren Osten machte, sich mit dem Kaiser getroffen und auch Militäreinheiten besucht habe. Aber er sei dabei nicht krank geworden und das war auch erst vom 12. bis 14. Februar 1862. Johann Thullner aber hatte schon am 5. Juli 1861 seinen Abschied genommen.

„I am sorry ...“, schreibt Mrs. Kelsey. Uns tut es auch leid. Aber wer mag nur der Märchenprinz gewesen sein? Die Teller jedenfalls sind Markenware, wenn auch nicht allererste, und

stammen von einer guten englischen Firma. Ob es doch ein Prinz aus dem englischen Königshaus war, der zum „Freund“ unseres Vorfahren geworden ist?

Moson und Szolnok

Von Richard Ackner

Johann Thullner geboren in Wieselburg, Schule besucht in Ungarisch Altenburg. Die ungarischen Namen dafür sind Moson und Magyar-Ovar. Dazu kommt bei genealogischer Suche noch Zänig oder Szolnok. Alles zusammengekommen ist das heute Moson-Magyarovar und die erste Stadt in Ungarn, wenn man von Wien nach Budapest fährt. Im Telefonbuch findet man noch einmal den Namen Thullner. Er hat aber auf einen Brief nicht geantwortet. Dafür meldete sich ein Johann Thullner, Landwirt in D-73333 Gingen/Fils. Seine Eltern sind 1946 aus Mosonszolnok (Zänig) vertrieben worden. Der gleiche Ort!

Hier ein Blick auf die präzisierte Ahnenreihe. Vor allem der Name Weiß ist so häufig, daß es Schwierigkeiten bereitete, aus den Matrikelbüchern, die auch verfilmt vorliegen, die richtige Elisabeth Weiß herauszufiltern.

Thullner (auch Tullner geschrieben), Joannes, geb. 29. Okt. 1791 in Wieselburg (Moson), Landmann, Tagelöhner. Gestorben 16.1. 1864 in Moson, verh. 20.1. 1828 mit Elisabeth Witwe Huber, geborene Weiss. Sie starb schon 1830, als Johann Thullner ein Jahr alt war. Zweite Ehe 1.5. 1831 mit Anna Pöltzer. Aus dieser Ehe hat eine Tochter Maria, geb. 1835, im Jahr 1867 einen Leopold Aminger geheiratet. Nach dem Tod seiner zweiten Frau heiratete Johann Thullner dann 1839 Elisabeth Groszy (Kreisi), die ihn um 23 Jahre überlebte und 1887 starb. Von vier Kindern wissen wir nur von Anna, geb. 1840, daß sie in erster Ehe mit Petrus Nagy, in zweiter Ehe mit Janos Luka verheiratet war.

Thullner, Johann, colonus vidopatus (Bauer), geboren am 15.6.1753 in Szolnok, gestorben in Moson am 21. 9. 1832. Verheiratet 16. 1. 1780 mit Magdalena Domsitz (Domsics). Insgesamt 11 Geschwister in der Zeit von 1733 (Heirat der Eltern) bis 1753.

Thullner, Michael, verheiratet als Junggeselle am 26.1.1733 in Szolnok mit der Jungfrau Maria Hoffmannin. Das ist im Copulationsregister des Jahres unter Nr. 73 eingetragen. Aber wann ist er geboren? Der einzige Michael, der in den Matrikeln von Moson und Szolnok gefunden werden konnte, ist am 18.3. 1689 in Zänig getauft, als Sohn des Bernhard, Leonhardt oder auch Melhardt Thullner und der Barbara. Dann wäre er bei der Heirat 44 und bei der Geburt unseres Johann 64 Jahre alt gewesen. Na und?

Die Thullners müssen aus Zänig (Szolnok) stammen, wo sie mit Beginn der Matrikelführung 1685 auch in Erscheinung treten. (Sechs Familien). Im Taufregister Wieselburg (Moson) sind sie bis 1754 nicht vertreten. Ab 1774 dann aber gleich massenhaft, zehn Familien Thullner wurden in diesem Jahr gefunden!

Ein benachbartes Dorf auf österreichischem Gebiet könnte noch nach Thullners abgegrast werden, Halbthurn. Aber eigentlich haben wir schon genug.

Dafür gibt es noch etwas aus Moson: In einer Liste der Einwohner und Steuerzahler aus dem Jahr 1828 (lateinisch geführt) findet man unter Nr. 214 Joannes Tulner als „colonus supra 60“. (Bauer/Einwohner über 60). Unser Vorfahr Johann Thullner ist 1832 im Alter von 75 Jahren verstorben, das muß er demnach sein. 1828 zahlte er also keine Steuern mehr, aber zwei Steuerzahler gab es in dem Haus, ein Sohn und eine Tochter, das scheinen jüngere Geschwister

des 1791 geborenen Johann gewesen zu sein. Dann werden Ackerland und Wiesen aufgezählt, 4 Zugochsen, zwei Kühe, etliche Jungtiere. Genau konnten Flächenmaße, Bezeichnungen und Abkürzungen noch nicht definiert werden.

Außerdem enthält die Liste gleich noch zwei Johannes Tullner, aber der eine hat schon einen Sohn und eine Tochter, ist also nicht unser Mann. Der andere, Nr. 411, hat „domus 1“ und „inquilini 1“, also Haus und Hausgenossen, dürfte also unser Vorfahr sein, der im gleichen Jahr seine erste Frau heiratete und mit der Familie später im Haus Nr. 320 gewohnt hat. Von diesem Haus existiert sogar ein Bild. Gar so schlecht hat es ja nicht ausgesehen.

Anhang

Ernst Thullner – ein Lebensbild

Von Hermann Klöß (1880 – 1848)

Editorische Anmerkung von Richard Ackner

Ein Familienbuch „Leicht - Thullner“ kann nicht an dem unter Siebenbürger Sachsen sicher bekanntesten Träger dieses Namens vorbeigehen – Ernst Thullner (1862 - 1918), älterer Bruder von Wilhelmine Leicht geb. Thullner. Kirchenmann und Mundartdichter. Er hat viel geschrieben und der Nachwelt hinterlassen. Und über ihn ist viel geschrieben worden. Familiäres auch von seiner Tochter Hedwig Thullner in ihrer „Chronik der Familie Thullner - Stolz“. In diesen Band soll vor allem die Arbeit von Hermann Klöß aufgenommen werden, teilweise erschienen im „Kalender des Siebenbürger Hausfreundes 1919“. Hermann Klöß, Lehrer, Lyriker, Dramatiker, war damals Pfarrer in Hammersdorf und er war der Bräutigam von Thullners Tochter Trudchen, die so früh verstorben ist.

An manchen Stellen etwas überschwänglich und übertrieben, sogar schwülstig und aus heutiger Sicht auch eigenartig mutet es wohl an, dies Lebensbild. Gekürzt wurde es trotzdem nicht. Aber noch ein Beitrag angefügt, den Friedrich Teutsch verfasste, Bischof der Evangelischen Landeskirche. Die beiden sollen nicht immer nur in Harmonie verbunden gewesen sein, heißt es. Umso mehr gewinnt sein Nachruf an Gewicht. Aber jetzt erst einmal Hermann Klöß.

Am 5. Mai d. J. ist Ernst Thullner, 56 Jahre alt, gestorben, im Tode noch ein Bild der Kraft und seltener männlicher Vollkommenheit. Wir können ihn nicht vergessen!

Soweit unser Sachsenland reicht, kannte man ihn und sah ihn überall gerne. Die Aufträge seines Bischofs, des Landeskonsistoriums, der Nationsuniversität und sein Amt als Dechant des weitverzweigten Mühlbacher Kirchenbezirks führten ihn in alle Gauen und Winkel Siebenbürgens. Wie Martin Luther fühlte er keine Reisemüdigkeit, gerade wenn es galt, die entferntesten und verlassensten Gebiete seiner Kirche aufzusuchen. Ungezählte Nächte seines Lebens saß er im Eisenbahnwagen, allein mit seiner gelben Reisetasche; aber der Tag, der ihn an seinen Bestimmungsort brachte, entschädigte ihn immer für die Unbilden, die er auf seinen mannigfachen Fahrten mit unseren elendigen Zweigbahnen erlitt. Hatte es ihn noch so sehr durchrüttelt und durchfrozen oder zerkocht in der Schwüle des Sommers - am Morgen war das Ziel erreicht und da gab es kein Ausruhn für ihn, sondern volle Arbeit, wie zu Hause, wo er sich oft vierzehn Stunden hindurch nicht vom Schreibtisch rührte, und erst am Abend frohe oder ernste Geselligkeit.

So erweiterte sich sein Wirkungs- und Freundeskreis ständig, sein Leben wurde von Jahr zu Jahr reicher und ein Beweis dafür, daß auch die engen Grenzen unserer siebenbürgischen Heimat einem bedeutenden Menschen Raum gewähren, sich zu entfalten.

In B i r t h ä l m, dem freundlichen Marktflecken des Kokeltals, ist Thullner am 22. Dezember 1862 geboren. Birthälm war damals noch sächsischer Bischofssitz und hatte nur wenig von seinem früheren Glanz eingebüßt. Eine eigenartige Welt umgab da den Knaben, gemischt aus Ehrfurcht, Tüchtigkeit und Frohsinn: im Rücken des Marktfleckens die mächtige Kirchenburg aufsteigend, die ein glücklicher Baumeister auf den richtigen Platz gestellt und in so

gewaltigen, reinen Formen geschaffen hat, daß sie mit ihren Türmen das ganze Tal beherrscht wie das Königsschloß der Brunhilde auf Island, und die übrigen Häuser und Berge neben ihr zwergenhaft erscheinen. Dort predigte der greise Bischof Binder seiner Gemeinde, die durch die Erhabenheit des Ortes, sowie durch die hervorragende Person des Predigers und die hohe Würde seines Amtes besonders andächtig gestimmt war.

Zu Füßen der Kirche aber breiten sich die bequemen Gassen aus und der Marktplatz, der von lauter wohlhabenden, weltoffenen Bürgerhäusern eingefast wird. Hier blühte - damals noch - das Faßbindergewerbe und was damit zusammenhängt, der Weinbau und die Fröhlichkeit; tagsüber hörte man den lustigen Takt der Faßbinderarbeit aus den Werkstätten schallen, den manches gute Gesellenlied begleitete, und in der Dämmerung klangen dann in den behäbigen gewölbten Bürgerstuben die Becher aneinander - man wußte tüchtigen Sinn mit der Erdenlust harmonisch zu verbinden und hegte Ehrfurcht vor allem, was über den eigenen Gesichtskreis hinauswies.

Dazu traten im Elternhaus Thullners noch besondere Einflüsse. Sein Vater, Gemeindefarzt Johann Thullner, ein Tagelöhnerssohn aus der Wieselburger Gegend, der sich mit eisernem Willen selbst emporgeschwungen hatte, war als Militärchirurgus nach BIRTHÄLM verschlagen worden und dort ständig hängen geblieben. Ein klarer Blick zeichnete ihn aus und ein tiefes, gesundes Gemüt. Er hatte auf seinem Lebenswege, den er sich selbst baute ohne fremde Hilfe, während andere im warmen Nest der Eltern fett und groß werden, scharf sehen gelernt, bis er die vielen Hindernisse erkannte, die man ihm vor seine Schritte schob, und sie beseitigte; zugleich aber erfuhr er auch, daß die Welt den Tüchtigen doch durchläßt und ihn überdies noch vorwärtsdrängt. Darum liebte er die Menschen, ohne gegen sie weich zu sein. Und da es ihm gelungen war, sich neben seinem klaren ruhigen Auge, welches die Fehler an seinen Mitmenschen leicht durchschaute, doch die Zuneigung zu ihnen zu bewahren, segnete ihn die Natur noch mit einer seltenen Gabe, dem Humor.

So übte er seinen ärztlichen Beruf aus und war eine volkstümliche Gestalt in BIRTHÄLM und den umliegenden Dörfern bis in sein hohes Alter hinein. Mit 82 Jahren noch, wenn er durch die Gassen wanderte, um in seinem Garten nach den Rosen zu sehen, die er hütete, wie ein greiser Priester seinen Tempel, war das ein mühevoller, langwieriger Weg für ihn; denn jeden Augenblick steckte ein Bürger oder eine Bürgerin den Kopf zum Fenster heraus und hatte eine Frage an ihn, eine Bitte um guten Rat oder wollte ein Scherzwort von ihm aufschnappen; und wer ihm klagte über Leid und Verlust, über fehlgeschlagene Pläne, daß immer alles anders komme, als man sich's denkt, für den hatte er bald lächelnd, bald mit tiefstem Ernste den Trost bereit: „Wer weiß, wozu's gut ist!“

Die Mutter - sie lebt auch heute noch als 75jährige Greisin - entstammt dem Hause Stolz aus Reichsdorf. Das sind unruhige, großzügige Naturen. Aus der Schweiz bei uns eingewandert, scheinen sie aus ihrer von weißen Schneegebirgen und leuchtendem Firmenlicht durchzogenen ersten Heimat etwas Lawinenartiges in ihrem Wesen mitgebracht zu haben. Die Reichsdorfer, die auf der Scheide zwischen dem Kokelland und unserem Altland aufwachsen und den geweckten Sinn des Weinländers, der alles sehen und wissen möchte, in sich vereinigen mit der fast wilden Sucht des Altländers, sich selbständig und unabhängig zu fühlen, beugen sich gewiß nicht leicht unter den Willen eines anderen; das Haus Stolz aber hat unter ihnen durch mehrere Geschlechter unumschränkte Herrschaft geübt.

Auch bei der Mutter Thullners finden wir das Bestreben, ihre Persönlichkeit durchzusetzen, zunächst in dem kleinen Kreise, in welchem sie lebte; da liefen fast alle Fäden der Birthälmer Familiengeschichten in ihren Händen zusammen und sie suchte überall zu lenken und das Schicksal zu spielen, am meisten ihren eigenen Kindern und Enkelkindern gegenüber. Obgleich sie aus den Grenzen ihres engen Lebensbereiches sozusagen nie hinauskam, hatte sie doch wohl stets das Gefühl, sie müßte auf den Lauf der Welt mitbestimmend einwirken. Aus diesem Gefühl heraus schickte sie an den Grafen Stefan Tisza im ersten Weltkriegsjahr eine Garnitur ihres kostbaren Tischzeugs. Sie hatte es selber gestickt mit ihren alten Fingern und Augen, viele Monate darauf geopfert und nun, dachte sie, müsse doch jeder einsehen, daß Tisza allein berufen sei, sein Land nach innen und außen zu regieren.

Ja, von den höchsten Dingen träumt der immer noch starke ausgreifende Geist dieser greisen Frau: Über dem Bettchen ihres jüngsten Urenkelchens brach sie, die Schönheit und Vollkommenheit ihres eigenen Geschlechts bewundernd, in die Worte aus: „Sollte dies am Ende der neue Heiland sein?“

In solcher Umgebung wuchs der Knabe mit zwei Schwestern heran. Vom Vater hatte er den zuverlässigen, stetigen Charakter geerbt, von der Mutter den spannkraftigen, umfassenden Geist; so entwickelten sich bei ihm Gemüt und Verstand in wunderbarem Einklang und verliehen seinem Wesen die mitreißende Gewalt, der sich alle, die ihm mit reinem Gewissen begegneten, gerne hingaben.

Über das enge, zwischen wald- und rebengekrönten Anhöhen eingezwängte Birthälm drängte es ihn freilich bald hinaus und er ist nie mehr dorthin dauernd zurückgekehrt. Das früher so rege gewerbliche Leben in diesem freundlichen Marktflecken des Kokeltales schlummerte allmählich ein; immer tiefer drückte es jenes furchtbare Unglück herab, welches in den 80er Jahren über unser Weinland hereinbrach als die Reblaus unsere blühendsten Traubenhalden in Wüsteneien verwandelte und nichts von ihnen übrig blieb, als einige verwilderte Gärten, in denen man mit Unlust Kartoffeln oder Kukurutz pflanzte.

Wo aber der Wein nicht recht gedeiht, da muß auch das mit ihm so innig zusammenhängende Faßbindergewerbe darniederliegen. So verlor Birthälm seinen Glanz - es war ja seit 1867 auch nicht mehr sächsischer Bischofssitz - verheerend wütete das Auswandererfieber unter der sächsischen Bevölkerung; ganze Gassen verödeten und romanische Familien drangen in die leergewordenen Häuser. Sie fingen an zu fressen und zu nagen auch an dem Herzen unseres Völkchens; denn hier schlägt es, hier ist's, als ob alle Adern unseres Volkskörpers zusammenströmten; wer sich vom sächsischen Wesen ergreifen, von seiner Wärme und Güte und glühenden Lebendigkeit mitreißen lassen will, der komme hierher und wohne mit ihnen eine Zeitlang zusammen, in deren Mitte Ernst Thullners Wiege stand. Auch er war ein echter Kokelländer, gleich ihren Besten frei und rein von fremder Schlacke, deutsch wie Luther; er wollte auch nichts anderes sein als deutsch, schämte sich dessen nirgends und war es oft in einem Grade, daß man darüber staunen mußte; mitten in der Geschmeidigkeit und Glattheit der Seele und des Leibes, die wir übrigen vielfach von den uns umgebenden Völkern angenommen haben, wirkte er auf seine Weise, mächtig an Geist und mächtig am Gemüt.

Für seine Gymnasialstudien wählte sich Thullner S c h ä ß b u r g aus, mit seiner Bergschule. Wer diese Schule besucht hat, vergißt sie nie. Sie liegt, man könnte fast sagen, mitten in Wäldern drin. Zu ihren Füßen breitet sich die Stadt aus mit ihren deutschen Gäßchen und Türmen und an die Fenster der Klassenzimmer schlägt die Waldluft von den gegenüberliegenden Bergen; kein fremder Hauch trifft hier die junge Seele; es ist ein Stück Deutschland, als hätten es unsere Vorfahren aus ihrer ersten Heimat hierher verpflanzt.

Auch Thullner fügte sich mit seinem ganzen Wesen in diese eigenartig-reizvolle Welt ein und hat sich innerlich nie mehr aus ihr gelöst. Sein Gemüt gedieh, samt dem Geiste, wenn er auf den bergigen Waldwegen, die hinter dem Gymnasium in die endlose Natur hinausführen, wie das die Schüler der Bergschule heute noch tun, sich eifrig für den Unterricht vorbereitete. Kein Wunder, daß sich bei ihm, gerade unter dem Einfluß seines geliebten Lehrers Michael Albert, die Reimlust zu regen „begonnte“.

In dieser Umgebung konnte sich auch seine urwüchsige Kraft frei entwickeln, nicht eingeeengt oder abgeschliffen durch übertriebene gesellschaftliche Konventionen. Für das junge Volk ist es gewiß vorteilhafter, wenn es sich in seinen lernfreien Stunden in Wäldern herumtreibt, als auf dem Asphalt und dem Parkett. Ihre draußen in der Natur und auf dem Schulberg gewonnene Ungebundenheit ließen sie sich allerdings auch zwischen den Mauern der Stadt nicht einschränken. Hier führten sie ein frisches lustiges Burschenleben, Thullner als „Rex“ an ihrer Spitze. Nicht unerlaubte, in irgendeinem dunklen Hof versteckte Wirtsstuben suchten sie auf - das war nie seine Art; mit allem, was er getan hat, brauchte er nie das Licht der Sonne zu scheuen -, sondern in engster Kameradschaft mit ihren Lehrern luden sie sich diese ein in ihren fröhlichen Kreis, vielleicht mit demselben Sprüchlein, mit welchem heute noch unsere Bruderschaften ihren Pfarrer auf den Tanz rufen, damit er die nämlichen Freuden mitgenieße, welche die Jugend genießt.

Wer sich aber diese naturkräftigen freien Burschen als ungeschickte üble Kavaliers vorstellt, der irrt sich sehr. Dem echten Mann ist der richtige Takt gegen das weibliche Geschlecht angeboren, er muß ihn sich nicht erst aus dem Salon holen, sondern findet ihn im Verkehr mit Wäldern und Wiesen und seinesgleichen ebenso sicher. Der junge Thullner zeichnete sich denn auch in all seiner Riesenhaftigkeit durch ein besonderes Zartgefühl den Frauen gegenüber aus, die ihm dafür den Dank nicht schuldig blieben. Im Tanzsaal galt er als der beste Tänzer, von den schönsten Mädchen begehrt und von ihren rings im Kreise sitzenden Müttern mit Wohlgefallen betrachtet.

Er liebte sein Schäßburg, wie es sich ihm bot, mit seinen vielen grünen Bergen, die es umschließen und doch, gegen den Fluß zu, weit ausladenden Tälern Raum gaben, mit seinen munteren, ungezierten Mädchen samt ihren sorgsam Müttern, mit seiner alten prächtigen Bergschule, in welcher damals Michael Albert wirkte und in den Schülern dichterische Kräfte weckte; mit seinem frischen Burschengeist, der ebenfalls, wie die Türme und engen deutschen Gassen aus dem Mutterlande von unsichtbaren Händen hierher, an den siebenbürgischen Kolkfluß, herübergetragen zu sein schien - und Schäßburg liebte ihn wieder. Er war, trotz seiner 18 Jahre, eine volkstümliche Gestalt unter den Bürgern und Bürgerinnen; so wie er damals als „„Rex““ durch ihre Reihen ging, wirklich ein König über alles, was jung war in der Stadt und dennoch immer ehrerbietig gegen die Älteren, fröhlich und tatbereit, wenn sie seine Mithilfe brauchten, so erinnern sie sich auch heute noch seiner ...

Dann tat sich, nach diesem engen Stück Deutschland, das weite, große Deutschland auf für ihn. Er versuchte es wohl zunächst, nach Absolvierung des Gymnasiums, mit dem Studium der Medizin in G r a z. Dort trat er in die Burschenschaft „Styria“ ein, der er auch später, als einziger Pfarrer unter fast lauter Ärzten, treu geblieben ist, geehrt von seinen Bundesbrüdern, die in ihm niemals den dem naturwissenschaftlich geschulten Geist von vornherein mißliebigen Theologen sahen, sondern immer die überragende Persönlichkeit in ihm anerkannten und achteten, deren Wirken über die Grenzen des beschränkten Fachsinnes weit hinausreichte, und der ganzen Menschheit zugute kam. Als er, schon als 40jähriger Mann und Großpolder Dechant, also mit höheren kirchlichen Würden bekleidet, in Gesellschaft seiner erwachsenen Tochter zum 50jährigen Stiftungsfest der „Styria“ nach Graz hinaufzog, war ihm, dem überzeugten christlichen Pfarrer, gar nicht bange vor der Schar von skeptischen Medizinern, in die man ihn hineinsetzte. Er wußte sich prächtig zu behaupten, als einziger Prophet zwischen all den Weltkindern; und es stellte sich bald heraus, daß er der Stärkste war unter ihnen, nicht nur an Leib, sondern auch an Seele, nicht nur als Trinkgenosse, sondern auch durch seinen Geist und Humor, durch seine gewaltige Rednergabe, die ihn in den Mittelpunkt des Festes rückte und bei seinen Bundesbrüdern unvergeßliche Eindrücke zurückließ.

Schon im zweiten Semester kehrte er der Medizin den Rücken und wurde Theologe, weil er, wie wir in seinem Studienbericht lesen, den Operationssaal nicht vertrug; einige Male war es ihm am Seziertisch übel geworden und er hatte sich hinausführen lassen müssen. Er selbst bezeichnete später diesen Wechsel als Fügung Gottes. Innere Gründe waren jedenfalls ausschlaggebend. Sein ganzes Wesen drängte ihn zur öffentlichen Tätigkeit; er war, ohne es selber zu wissen, berufen zum Führer, zum Volksmann.

Seine Universitätszeit in L e i p z i g, die den beiden Grazer Semestern folgte, war darum auch für Thullner, wie für alle übrigen bedeutenden Gestalten aus unserem sächsischen Pfarrerstande, bloß ein Durchgangsstadium. Was ihn eigentlich erfüllte, das war das Ziel; er sehnte sich, endlich einzutreten in die Volksarbeit zu Hause. Auch er fühlte sich an den deutschen Universitäten bloß als Gast, konnte nicht heimisch werden dort, nicht Wurzeln fassen. Bei seinen Fähigkeiten wäre es ihm leicht gewesen, sich in Deutschland Raum und Lebensstellung zu schaffen; war er doch einer von den Menschen, die mit ihrem größeren Zweck wachsen, ins Ungeahnte. Aber es brannte in seiner Seele, wie in der Stephan Ludwig Roths, jenes eigentümliche Heldentum, das gerade die Besten unter uns aus dem weiten deutschen Reich, wo sich ihrem Ehrgeiz doch weit höhere Möglichkeiten bieten würden, wieder zurücktreibt nach Hause; sie wollen sich ihrem Volke hingeben. Es ist etwas in ihnen von der leidenschaftlichen Heimatliebe der Magyaren, davon ihr Dichter singt: „Itt elned, halnod kell!“ - Hier mußt du leben, hier sterben!

Thullner war keine kopfhängerische Natur, am wenigsten als Leipziger Student. So plagte ihn nicht etwa das Heimweh, sondern während er sein Ziel, welches ihm in der ferne Heimat winkte, froh und sicher im Auge hielt, schöpfte er, wie er stets zu tun pflegte, das Leben dort, wo es ihn gerade festhielt, aus bis auf den Grund. Er hörte Vorlesungen bei Fricke, Grobisch, Heinze und man kann ruhig sagen, aus Leipzig brachte er sich seinen Gott mit nach Hause, der ja dann natürlich während seiner Wirksamkeit als Pfarrer gewaltig gewachsen ist.

Noch in Graz hatte der junge Mediziner eifrig materialistische Studien betrieben, die ihn nicht befriedigten und ihn nur in seiner Überzeugung bestärkten, „daß das Wesen des Menschen

nicht die Materie allein ausmache, und daß es ein höchstes Wesen geben müsse, welches die Welt und was auf und in ihr ist, weise lenkt und regiert“. Schon aus diesem klaren Bekenntnis aus seinem Studienbericht klingt das schlichte Vertrauen und die tiefe Treue, die seinen Gottesglauben auch später auszeichneten. Man könnte, wenn man über sein Leben zurückblickt, ein Preislied singen auf die Treue. Schon weil er so treu war, hielt er an seinem Gott und ließ sich weder durch die aufdringlichen Stimmen der Zweifler von ihm loslösen, noch durch irgendwelche Erschütterungen von ihm freirütteln. Jede Freude, jedes Leid schmiedete seine Seele nur fester an den Himmel.

So hatte er sich in Deutschland seinen Gott gewonnen. Alles was in der mächtigen, aufstrebenden Handelsstadt an der Pleiße Gutes und Schönes sah, erregte in ihm das Gefühl des Dankes und der Ehrfurcht vor Gott. Dieses Volk kam mit Riesenschritten vorwärts, zauberte eine Unmenge von kostbaren Waren hervor aus seinen Fabriken und Werkstätten und versandte sie über den ganzen Erdkreis, erwarb sich glänzenden Wohlstand und Reichtum, ohne zu betrügen, rein durch seine ehrliche Kraft. Lauter Gotteszeichen für den jungen Thullner!

Auch in ihre Lust mischte er sich. Wer tagsüber mit reinem Gewissen einen vornehmen und ertragreichen Handel betreibt, der weiß sich abends auch entsprechend zu vergnügen. Leipzig war ja von jeher ein „klein Paris“; und wer es nicht versteht, auch von den Freuden dieser Erde zu kosten, der ist ein trübseliger Kostgänger an ihrem Tisch. Thullner war das nie. Er folgte auch darin dem Beispiel Luthers und diente Gott nicht nur mit seinen ernsten, sondern auch mit seinen heiteren Stunden.

Wie viele seiner Genossen ergötzen sich und holten sich frischen Mut an seiner prachtvollen Laune, die in fröhlichem Zecherkreis überströmte. Und wenn er darüber auch mit seinem alternden, überaus wirtschaftlichen Vater in heftige briefliche Fehde geriet, der ihm drohte, man werde ihm in Zukunft den Geldbeutel fester zuschnüren und mit dieser Drohung auch ernst machte, so kümmerte das den jungen lebensstarken Studenten wenig. Er war ein Vollmensch schon damals, der sich auch sein Recht auf den Genuß dieses Lebens durch keinen anderen einschränken ließ, als durch seinen eigenen gesunden Willen.

Wer sein Bild sieht aus dieser Leipziger Zeit - ein echter deutscher Student, blond, hochgewachsen und stämmig, das Burschenband über der Brust, in den blauen Augen mit ihrem besonderen, halb träumerischen, halb willensscharfen Blick die fast kindliche Freude darüber, daß er sich nun auch in dieser ersehnten deutschen Studentenwelt bewegen und sich ihr restlos hingeben konnte; über den hellen jugendlichen Augen aber die hohe, bedeutende Stirn, auf welcher ein klares, reifes Gefühl der Verantwortung zu lesen ist darüber, daß die Natur ihn reich genug ausgestattet habe und es nun an ihm liege, zu wachsen und Großes zu wirken - wer dieses Bild sieht, der wünscht sich, daß Gott unserem sächsischen Volk viele solcher Jünglinge schenken möge. Doch sie sind selten.

*

Ein so echter und frischer „Bursche“ Thullner auf der Universität auch war - ihm blieb die Stunde nicht erspart, wo er die bunte Kappe und Band an den Nagel hängen und das Rapier in den Staub der Kammer stellen mußte. Es ging zurück ins „Philisterland“. Die Prüfungen nahm

er im Sturm und mit 23 Jahren schon, 1885, trat er als Volksschulrektor in A g n e t h e l n in den Beruf ein.

Doch wo er wirkte, gab es keine Enge; er sprengte sie mit seinem starken, ewig regen Geiste und mit seiner unerschöpflichen Herzensgüte. Wie ein mutwilliger, kräftiger Frühlingswind, der aus den Waldhecken die zähen Herbstblätter herauszerrt, um den frischen Knospen Luft zu machen, so rüttelte der junge Rektor wohl an den Schranken, die besonders in kleinen Verhältnissen jeder Mensch um sein eigenes Ich aufzurichten liebt und wodurch er sich erst sein Leben richtig einengt, daß sie niederfielen und die Gemüter gegeneinander auftauten. Wo er sich niederließ, da sammelten sich um ihn frohe Gesellen, das heißt, sie wurden durch ihn zutraulich gegeneinander und froh.

Auch seine Schüler und Schülerinnen von Agnetheln und später von Mediasch hängen heute noch an ihm, weil er ein Pädagoge war von Gottesgnaden, der die Zauberkraft besaß, das Eis der jungen Seelen und auch der alten zu brechen. Wir Menschen sind ja, gerade wie die Blumen, bloß demjenigen Gärtner dankbar, der sein Handwerk versteht und uns in größeren Massen zum Blühen bringt; denn allein ist unsere Blütenfreude nur halb und unser Schmerz, wenn wir welken müssen, zu schwer.

Nach Agnetheln führte sich der Dreiundzwanzigjährige auch seine Braut heim, Johanna Stolz aus Reichesdorf, die zweite Tochter seines Großonkels Martin Stolz und gründete sich mit ihr sein Haus, das eines der edelsten und zukunftsreichsten geworden ist in unserem Sachsenlande. Nahe verwandt waren die beiden jungen Eheleute an Blut und an Wesen. Zwei Riesen hatte das Schicksal da in unserem an verkümmerten und zwerghaften Erscheinungen so reichen Zeitalter noch einmal zusammengebracht, die nicht nur an Körper, sondern auch an Geist und Charakter über das gewöhnliche Maß der Sterblichen weit hinausragten. Ihr Bund war unvergleichlich, für beide eine nie versiegbare Quelle des Erlebens, der Freude und der tiefsten schöpferischen Tätigkeit im Haus und Volk.

In Agnetheln wurde ihnen ihr erstes Kind geboren, ein Mädchen - heute Konzertsängerin Frau Johanna Herzog-Thullner - , das früh außergewöhnliche Anlagen zeigte und sich in den etwas glanzlosen Rahmen unserer ländlichen Verhältnisse, innerhalb dessen sich die Wirksamkeit ihrer Eltern abspielte, nicht recht zu fügen vermochte. Ihre sprühende, leicht erregbare Seele, die ja bei solchen hochbegabten Kindern, auch wenn sie in entlegenen Winkeln aufwachsen, durch unsichtbare Leitungen mit den Strömen des großen Lebens in den Weltstädten verbunden zu sein scheint, verlangte früh nach mehr Glanz und Pracht; mit sechs Jahren schon weinte sie über ihre verfehltes Dasein, das sie an den Pfarrhof in Dobring fesselte, während sie doch sicherlich bestimmt sei für das geräuschvollere Treiben und wohl auch für den Beifall der größeren Gesellschaft draußen.

Die Großmutter in BIRTHÄLM, die stets zu abenteuerlichen Plänen aufgelegt war, hätte es denn auch gar zu gerne durchgesetzt, sie zur Schauspielerin ausbilden zu lassen. Sie schmeichelte, wie Großmütter in solchen Fällen zu tun pflegen, der Eitelkeit des Mädchens, putzte es, sobald sie's in ihre Hände bekommen konnte, über Gebühr heraus, ließ sich von ihr Vorstellungen geben, brach darüber in schreiende Rufe der Bewunderung aus und trug den Ruhm ihres Enkelchens in BIRTHÄLM von Gasse zu Gasse.

Doch die gemeinsame Sorge der beiden Eltern und ihre hervorragende Erziehungskunst, die es verstand, den Sinn der Kinder immer nach den echten Werten des Lebens hinzulenken und nicht erfolg- und rangsüchtige Streber aus ihnen heranzubilden, wirkte auch hier, bei ihrem

ersten Kinde, jenen verwirrenden großmütterlichen Einflüssen entgegen und erfuhr reichliche Freude und Ehre an ihm. ...

Von Agnetheln zog Thullner schon sehr bald als Prediger und Mädchenschulrektor nach Mediasch, und es schien, als ob er hier heimisch werden wollte. Es war zwar im Vorjahr, 1885, in den Kokeltälern ein besonders saurer Wein gewachsen, so daß man, wie die Chronik erzählt, die Trauben bloß mit Zucker genießen konnte, dennoch ließ sich der Anfang für den immer noch blutjungen Schul- und Gottes- und Ehemann recht fröhlich an. Hatte er doch seinen ersten Schritt getan dem Beruf entgegen, dem er sich später mit Haut und Haaren verschrieb. Heute noch erzählen die älteren Frauen in Mediasch, wie gerne sie damals in die Frühkirche gegangen seien, weil Thullner, als zweiter Prediger, die Kollekte so schön und begeistert gesungen habe - wie eine Nachtigall! Gewiß; denn wenn auch die Nachtigall an Körper erheblich zarter gebaut ist, so singt sie ihr Lied mit der gleichen flammenden Inbrunst, mit welcher er vor dem Altar seine helle, volle Stimme zum Himmel erschallen ließ - immer ein Preislied zur Ehre Gottes, welches die Zuhörer mit sich hinaufriß.

Viel Zuneigung brachte man ihm entgegen in dem anmutigen Kokelstädtchen, das so nahe seinem Heimatort BIRTHÄLM lag und ihm in manchem ähnlich sah. Jedenfalls fühlte er sich hingezogen zu diesem Völkchen, das seinen sächsischen Charakter so rein bewahrt hat, als wäre es erst gestern an die Kokel eingewandert, und in dessen Adern ein wärmeres Blut kreist, als wären ihm ein paar Tropfen süßen, lieblichen Weines beigemischt. Zwischen ihnen war es eine Lust für Thullner, als Redner aufzutreten, mit unwiderstehlicher Gewalt bezwang er ihre leichtbeweglichen und erregbaren Herzen.

Seine Persönlichkeit drang durch, so daß man ihn nicht mehr hätte missen mögen bei ernsten und heiteren Anlässen. Wenn er durch die Gassen ging, blickten ihm die Kinder bewundernd nach, nicht nur wegen seiner riesenhaften Gestalt, die manches enge „Lukeschken“ (Gäßchen) fast ausfüllte, sondern weil er auch sonst bekannt und stets guter Laune war; meistens summte er irgendein fröhliches Liedchen vor sich hin.

Man erzählte sich Märchen von ihm, von seiner Kraft, von seiner Ausdauer am Biertisch, von seinem goldenen Humor. Ein ausgedehnter Freundeskreis scharte sich um ihn, auch ihre jungen Frauen durften nicht fehlen; und da entfalteten sie oft eine Lustigkeit, die den Kölner Fastnachtsscherzen nicht viel nachgab. Bei den sogenannten Narrenabenden am Aschermittwoch war er die treibende Kraft; im Orchester schlug er die dicke Trommel mit einer Wucht, daß ihr Fell beinahe barst und auf der Bühne wurde er nicht müde, sich in hunderterlei Gestalten zu verwandeln und witzige Liedchen, oft mit selbstgedichteten Zusätzen zum Besten zu geben. Gerade bei solchen heiteren Gelegenheiten zeigte es sich, was für ein großes, mitreißendes Temperament Thullner doch war; trotz seines äußeren Gewichtes hatte er keine Schwere in seinem Blute, sondern edles Feuer floß darin.

Wäre er in Mediasch geblieben, so hätte er auch jene Narrenabende nicht einschlafen lassen, die doch gewiß, in all ihrer Tollheit, ein geschichtliches Angebinde sind, welches sich unsere Vorfahren aus der deutschen Urheimat mitgebracht haben und das sich in unserem Weinlande am längsten erhalten hat, in den meisten Dörfern bis auf den heutigen Tag, weil mit einem guten Weinjahr unser Herrgott die Menschen gleichsam über Gebühr reichlich beschenkt und sie ihm dies nicht besser danken können als eben mit - „Narrheit“, mit jenem

Taumel der Freude, der ja von altersher bei den Völkern auch als eine Art Gottesdienst galt. Wohl ihnen, daß sie sich auch mit ihrer höchsten Lust Gott zu Füßen warfen!

Als Rektor der Mädchenschule wachte er, obgleich er selbst ja immer noch ein kaum dreißig-jähriger Brausewind war, wie ein junger, taktvoller und zartfühlender Vater über seine Schülerinnen. Er hielt sich seine Schule rein; es mußte alles funkeln, innen wie außen. Gerade in kleinen Städten gewöhnen sich die beiden Geschlechter früh eine oft sehr weitgehende gegenseitige Vertraulichkeit an und geraten so in den Sumpf, aus dem sie auch später nicht mehr die Kraft haben, sich zu befreien.

In Mediasch ist die Mädchenschule in einem Durchhaus untergebracht, welches die alte, turmbegrenzte Steingasse mit der städtischen Promenade verbindet. Diesen Verbindungsweg benutzten die reiferen Gymnasiasten mit Vorliebe und mischten sich auf solche Art in den Unterrichtspausen oft plötzlich unter die Mädchen, hingen ihnen schmutzige Scherze an, suchten sie vorzeitig aufzuklären, aus ihrer mädchenhaften Verschämtheit und Verslossenheit herauszuzerren und dadurch ihre Jugend zu entweihen.

Thullner litt das nicht. Er hatte eine unendlich hohe Auffassung von der Reinheit des Weibes, wer daran rührte, den verachtete er und kannte keine Rücksicht mehr gegen ihn. Also so seine scharfen Mahnungen jenen frühreifen und frechen Mädchenschnüfflern gegenüber nichts fruchteten, stellte er sich eines Tages mitten im Schulhof drohend in den Weg, mit seiner vollen Gewalt, und erklärte ihnen, den ersten, den er noch an dieser Stelle antreffe, werde er ohrfeigen wie einen Hundsungen. Keiner zeigte sich mehr auf dem Platze.

Man könnte fast bedauern, daß er nicht im Kokelland geblieben ist, wo sich seinem ungestümen Tatendrang ein weites Feld geöffnet hätte. Vielleicht wäre es ihm gelungen, den Strom der Auswanderung einzudämmen, der damals in die um Mediasch liegenden Gemeinden unausfüllbare Lücken riß. Die Niedergeschlagenheit war auch, gerade Ende der 80er und in den 90er Jahren, in jenem Gelände so schwer und drückend, daß mit den durch die Reblaus verödeten Weinbergen auch das Völkchen selbst alle Kraft und seinen ganzen inneren Segen, Frohmuth und Spekulierlust verloren zu haben schien...

*

1891 wurde Thullner zum Pfarrer in D o b r i n g gewählt, auf die halbe Rente, denn der Emeritus lebte noch. Er griff nicht hoch; das Karrieremachen reizte ihn nie, auch darin war er ein Deutscher, denn „deutsch“ sein, heißt: eine Sache tun um ihrer selbst willen. Es drängte ihn zum Volke; bei uns Sachsen aber ist das Volk unser Bauer. Ihm wollte er seine Arbeit weihen und seine Liebe. Dobring liegt in dem Tale des Unterwaldes, welches zu den romänischen Gebirgsdörfern Pojana und Sina hinaufführt. An die rechte breite Berglehne schmiegen sich die Gassen an mit ihren altsächsischen, vielfach zerfallenen Häuschen, gekrönt droben gegen den Himmel zu von Pfarrhof und Kirche, während gegenüber, auf der linken Berglehne, sich endlose Weiden und Wälder gegen das Gebirge hin ausbreiten, von denen man im Winter bis zum Pfarrhause die Wölfe heulen hörte.

Einsam mag es hier genug gewesen sein für einen an lebhaftes Geselligkeit und unausgesetzte Bewegung gewöhnten dreißigjährigen Mann, wie Thullner es war, in dessen Wesen immer noch die Jugend brauste, die bei solchen Vollmenschen längere Frist braucht, um sich auszutoben. Es klingt fast rührend, wenn er erzählt, er habe sich oft und oft an mondschein hellen

Winterabenden, da seine Kinder und die Gemeinde längst schon schliefen, oben von dem höchsten Punkte seines Pfarrhofes aufgesetzt und sei, während der Schnee unter ihm knirschte und um ihn her aufflog, in vollster Fahrt und vollster Lust hinuntergerodelt bis ins Dorf, zehnmal, zwanzigmal hintereinander.

Eine solche elementare Kraft, wie er sie in sich hatte, bedarf fortwährender Ausladungen und kann nicht ungenützt liegen. Daß die Gemeinde sehr bald ihn und sein Haus schwärmerisch verehrte, braucht kaum erwähnt zu werden. Zu jedem kleinsten Fest riefen sie die jungen Pfarrersleute, brachten ihnen die doch stets einen großen, unerschöpflichen Sack voll mit an ernstem und heiterem Unterhaltungsstoff. Erzählungen, Sprüche, Schnurren lernten sie von ihnen und riefen sie schließlich sogar in die Spinnstube. Aus diesen Abenden heraus entstanden wohl Thullners gereimte sächsische Schwänke „Ous der Rokestuw“ (1892) und „Bä der Kalefok“ (1898), die bald Eingang fanden in jede sächsische Bauernstube.

Wenn er auch in diesen „Lastich Geschichten ä saksese Reimen“ oft nur Fritz Reutersche Motive in unsere Volkssprache überträgt, so steckte in Thullner doch ein Dichter, und zwar ein glücklicher, dessen Werke außergewöhnliche Schlagkraft besitzen. Auch seine Schwänke sind nicht Schreibtischarbeit, sondern sie sind erlebt und erträumt, gerade so wie seine „Lidcher“. Dobring, die Gemeinde und der Pfarrhof, sind der Boden, aus welchem sie erwachsen sind, wie die Blumen so natürlich und ungekünstelt.

Die Dobringer waren damals durch die Reblaus, die ihre Weingärten verwüstete, durch Auswanderung und eigenen Schlendrian wirtschaftlich geschwächt. Umso stürmischer schlossen sie sich an die bedeutende neue Kraft an, die ihnen in ihrem jungen Pfarrer plötzlich hereingeschneit kam in ihre Weltabgeschiedenheit. Sie erkannten zwar gleich, daß er seine Tage nicht bei ihnen beschließen werde; doch solange er unter ihnen war, wollten sie den seltenen Schatz, der ihnen vom Himmel gefallen, für sich ausschöpfen. Er ließ sich denn auch überall von ihnen hineinziehen, in jede Hütte, in jede Mühe. Monatelang vertrat er den Notär in der Ortskanzlei, brachte diese in Ordnung und fertigte eigenhändig alle Vorarbeiten für die Kommasation aus. Er schonte sich nicht seiner Gemeinde gegenüber, war nicht bloß ihr Geistlicher, sondern auch ihr Berater in wirtschaftlichen und Rechtsfragen. In seinem Pfarrhause gab ein Bauer dem anderen die Tür in die Hand; wie Bienen summt das Volk um ihn herum. Er hatte Geist und Herz und Lust, ihnen zu helfen, sie zu regieren.

Dafür gab es auch reichstes Erleben für ihn, den scharfen Beobachter und mutigen Wahrheits-sager. Seine blauen Augen, die in ruhigen Stunden so kindlich träumen konnten, hatten dann wieder in bewegten Augenblicken etwas ungemein Waches, Tiefdringendes. Wie fein und schnell unterschied er zwischen den Leuten, die ihm begegneten, die Reinen von den Unreinen, die Lebhaften von den Stumpfen, die Guten von den Gleichgültigen und Bösgesinnten; und wer sich ihm verschlossen gab, wer sein eigentliches Wesen vor ihm zu verbergen suchte, den brachte er durch sein mitreißendes, draufgängerisches Temperament und seinen herrlichen Mut, jedem die Wahrheit ins Gesicht zu sagen, dazu, sich vor ihm zu offenbaren und sein Innerstes nach außen zu kehren. So wurde er der beste Kenner unserer Bauern.

Kein Wunder, daß er ihn in seinen gereimten Schwänken so sicher und treffend charakterisiert, daß sich unser Bauer, sobald er sie zur Hand nimmt, darin oft mit komischer Verwunderung wie in einem Spiegel selber erblickt.

Und dazu kam das Träumen, sein reiches deutsches Gemüt, das wie der deutsche Wald so still liegen konnte und lauschen der Stimme seines Volkes und der Stimme der Welt. Er war ein

Stück Dichter, das ist kein Zweifel! Wie wundervoll ahmte er die Volkssprache nach und ihre Art zu erzählen, als stünde er selbst in ihrer Tracht mitten unter ihnen, auf dem Tanzplatz draußen im Grünen, während der Pause, oder in der Spinnstube, während die Rädchen schnurren und die Ohren aufhorchen, hie und da ein gewaltig frisches Lachen losbricht, dann wieder die Gesichter sich auf das Kommende spannen - er ist ein Volkserzähler, der nie seine Wirkung verfehlt, obgleich er die bei den Bauern immer noch so beliebte Zote nicht anwendet, sondern gegen sie ankämpft.

Aus dem sonnigen, von unbegrenzten Gärten eingeschlossenen Dobringer Pfarrhaus sind auch seine „Lidcher“ aufgeflattert, so echt sächsisch in ihrer innigen Vertrautheit mit Vögeln und Blumen, Gärten und Tälern:

*„Äm Fräjo kam e Vijeltchen
Ous färre Ländern himen
Und sang seng inich Läveslid'
Am Guerten af de Bimen ...*

Sehr mannigfaltig sind sie nicht; mit einer gewissen volksmäßigen Eintönigkeit variieren sie immer das eine Motiv von glücklicher und unglücklicher Liebe, die Zwiesprache hält entweder mit Rosen, Veilchen oder Vögelchen und sich mit dem ganzen eigenartigen zarten Naturgefühl, das unsere sächsischen Landbauern auszeichnet, in den weiten Garten Gottes hineinschmiegt. Dazwischen hie und da ein Klang von Heimatliebe und Heimweh:

*„Af deser Ierd, do es a Land,'
Si hisch äs nichen andert;
Ich sint mich äng no äm zeräck,
Wä ech de Wält durchwandert...“*

Das alles in solch rührender Einfachheit und Klarheit gesagt und gesungen, als käme es gerade aus der Kehle eines Dorfkindes tief drinnen in Feldern und Wiesen und grünen Bergen.

So sind seine Lieder edelstes Volksgut geworden. Es gibt kaum ein bewohntes Tal in unserem Siebenbürger Sachsenlande, dessen Hänge nicht oft und oft widerhallen von ihren Weisen. Wie Luther empfing er den Antrieb zum Dichten immer aus seiner Tätigkeit; die war groß und ausgreifend, stets darauf gerichtet, unserem Bauernvolk Gott aus den hohen Himmeln herunterzuholen. Und da stiegen dann, in den Atempausen, jene Liedchen auf in seiner Seele, kleine Bruchstücke seines Lebens, so einfach und klar, so echt und tief und durchdringend, wie sein Wesen selber.

Hier in Dobring wuchs auch sein Haus und mit ihm, neben seiner eigenen, die Lebensaufgabe seiner jungen Gattin. Sie war ein Landkind und darum früh gewöhnt an Selbständigkeit, überdies aus jenem Reichesdorfer Geschlecht, das von jeher Furchtlosigkeit und Willensstärke auszeichnete.

So schaltete sie, von ihrem Gatten, der viel in Berufsgeschäften abwesend war, oft allein gelassen, in ihrem weiten Reich umsichtig und energisch, besorgte das kinderreiche Haus und den endlosen Garten, der jedes Jahr einen solchen Segen von Obst brachte, daß sie davon an das ganze Dorf, selbst an die Armen unter den Rumänen und Zigeunern mit vollen Händen austeilte. Ihr großzügiges Wesen drängte sie immer über den engsten Kreis weit hinaus in ihrer Tätigkeit. Ein gutes Herz läßt sich nämlich ebenso wenig eindämmen wie der Frühlingswind;

es reicht überall hin mit seiner Wärme und seinen Gaben. Wie sie sich es als Tochter eines der reichsten Landwirte in ihrem Heimatdorfe angewöhnt haben mochte, so hielt sie's auch weiter immer; wenn sie ihre Kisten voll hatte mit Vorräten aller Art und es trat ein Armer oder Bedürftiger über ihre Schwelle - im Nu waren die Deckel geöffnet und sie kramte eifrig in diesem und jenem, in Korn- und Speckkammern, in Kleidern und Wäsche und schenkte, so viel sie gerade fassen konnte.

Auch die Feldwirtschaft leitet sie allein, um Thullner seinen Kopf freizuhalten für sein geistiges Arbeiten. Die Last, die auf ihren jungen Schultern ruhte, war schwer, trotzdem fand sie im Frühjahr Zeit, sich ihre beiden Mägde zu nehmen mit Spaten, Haue und Rechen; und dann ging's wie der Sturm in die Gärten der jungverheirateten Lehrer. Da wurde gegraben, eingeteilt und angebaut - sie wußte sehr gut, daß es den jungen Frauen noch an Kenntnissen und Kräften fehlte, darum half sie und riet und belehrte; als ob sie die Kölner Heinzelmännchen wären, so zauberte sie in wenigen Stunden sauber zubereitete und besäte Beete hervor, die sie mit einbrechendem Abend ruhig der Gnade des Himmels überlassen konnten.

Unermeßlich sind die Eindrücke, welche die Dobringer von dieser Frau empfangen haben, heute noch erzählen sie von ihr wie von einem Wunder. Und doch wollte sie nie etwas anderes sein als Mutter. Für ihre Kinder durchlebte sie, die Furchtlose, auch manche bange, schwere Stunde. Wie oft stand sie allein in der weiten Einsamkeit des Pfarrhofes, ihr Kleinstes auf dem Arm tragend, während von den übrigen mindestens zwei an ihrer Schürze hingen und sie bei jedem Schritt behinderten. In solchen Augenblicken erdrückte sie fast das Gefühl der Verantwortung für dieses edle Gut, welches ihr in ihren Kindern anvertraut war und auch für ihren Gatten, der immer noch gerne ausriß aus der unheimlichen Sommerstille des kleinen Dorfes, die sein geselliges, feuriges Wesen nicht auf längere Dauer vertrug.

Große Sorgen waren das für die junge Frau, manchmal hätte sie klagen und aufweinen mögen. Doch sie ließ sich die steigenden Aufgaben nicht über dem Kopfe zusammenschlagen, ließ sich durch sie nicht weich und mürbe machen, sondern nur ihre Willenskraft festigen und ihren Gesichtskreis weiten. Sie wuchs zur Persönlichkeit, ebenbürtig ihrem Gatten. Auch seinen geselligen Liebhabereien begegnete sie nicht mit kleinlichem Groll, sondern mit dem klugen Bestreben, seine reichen Gaben auf immer höhere Ziele hinzulenken und alle menschlichen Urgewalten, die dieser Riese in sich trug, einzufangen in den Dienst seiner geistigen Entwicklung.

Es war wunderbar, wie die beiden Gatten einander verstanden und Hand in Hand vorwärtsschritten, mit ihnen ihre Kinder, ihre Gemeinde und später der größere Kreis, der Unterwälder Kirchenbezirk, den sie gemeinsam leiteten. Unerschöpflich waren sie beide an Geist und Gemüt, an Herzensgüte und Liebe gegen ihr eigenes und zahllose andere Häuser, zugleich aber auch an geistiger Anteilnahme gegen alles, was jüngere und ältere Geschlechter unternahmen oder planten, um den Fortschritt unseres sächsischen Völkchens zu fördern oder zu hindern.

Thullner hing an seinem Weib unlösbar, er fühlte, daß sie allein für ihn geschaffen war und er ohne sie verlassen wäre wie ein König ohne sein Land. Seine seligsten Stunden waren es, wenn er an langen Winterabenden mit ihr in der Familienstube zusammensaß und plauderte. Wer ihnen zuhörte, der mußte darüber staunen, wie jung sich ihr eheliches Glück erhielt von Jahr zu Jahr. Neben ernsten Worten, die sie über Wesensart und Zukunft ihrer oft schwer genug zu regierenden Kinder wechselten, flog Rede und Gegenrede munter herüber und hinüber wie bei Bursche und Mädchen, die sich messen, wer der Schlagfertigere sei. Kein Ausruhen, kein träges sich Gehenlassen, wie sonst bei Eheleuten, die sich gegenseitig, weil sie alle Tage

miteinander zusammen sind, als das Gewöhnlichste betrachten, was sich auf der Welt antreffen läßt. Für diese beiden war jeder Abend, den sie gemeinsam verbrachten, während ihre Kinderschar im Nebenzimmer den gesunden Schlaf schlief, den nichts zu stören vermag, ein kleines Fest und ein großes, tiefes Glück.

Draußen um das einsame Pfarrhaus lag Schweigen; droben in den Sternen bis hinab zu den Bergen und seinen Meeren wachte und webte der mächtige Gott, hier drunten aber in den vier Wänden entfaltete sich reichstes und blühendstes Leben, wie nur je zwei Menschen es hervorgebracht, zwei wahre Christen, die mit all ihrem Tagewerk sich bemühten, Unvergängliches zu schaffen.

*

Je älter und reifer Thullner wurde, desto mehr rückte seine Persönlichkeit von selber in den Vordergrund unseres sächsischen Volkslebens. Zunächst waren es die Bauern und Pfarrer des Mühlbacher Kirchenbezirks, die in ihm die Führernatur erkannten und sich um ihn als ihren Mittelpunkt scharten. 1899 berief ihn Großpold zu seinem Pfarrer, diese wichtigste Gemeinde in unserem Unterwald, die in ihrem lutherischen Glauben und in ihrem deutschen Volkstum so fest dasteht, wie ein Fels; und bald danach wählte ihn der Kirchenbezirk zu seinem Dechanten.

So ist Thullner mit dem Unterwald unlösbar verwachsen. Er arbeitete für ihn, er liebte ihn und gab ihm die ganze rührende Treue seines großen, heldenhaften Herzens hin. In jedem Dorf kannte man ihn, Arm und Reich, Jung und Alt, und niemand war, der in guten Stunden sich nicht zu ihm hingezogen gefühlt, in schwachen und feigen Augenblicken nicht vor ihm gezittert hätte. Das ist Persönlichkeit! Der hohe Rang allein macht es nicht aus. Wie viele Minister gibt es, die auf der Oberfläche schwimmen, wie die Korkpropfen; sie haben keine Schwere, keine durchdringende Kraft, sie können sich nicht festankern im Bewußtsein des Volkes und jede leiseste neue Strömung führt sie von dannen, in unbekannte Meere, ins Nichts, wo sie für ewig verschwinden. Thullner war ein einfacher Dechant und Dorfpfarrer und dennoch eine bedeutende, elementare Erscheinung, ein Abgesandter Gottes.

Als er am 5. Juli 1907 vom Begräbnis seiner achtzehnjährigen Tochter, die Braut gewesen war, heimkehrte, wendete er sich um nach den Vielen, die aus dem Friedhofe herausströmten - es waren alle, Jugend, Frauen und Männer, schneehaarige Greise - und brach in den Ruf aus: „Ist das nicht groß, eine solche Gemeinde!“

Er war nicht ohne Ehrgeiz; doch wie bei Luther, galt auch bei ihm der Ehrgeiz bloß seinem Werke. Sich selbst pflegen und gleichsam konservieren für eine glänzende Laufbahn, das verstand er nicht.

In Großpold lag Segen über all seinem Tun. Sein Wesen entfaltete sich, wie nie zuvor. Hier unter diesen prächtigen Leuten, bei denen jeder Zweifel gegen Gott noch als Verrat gilt, pflanzte er die Fahne seines tiefen, gewaltigen Christenglaubens auf und ließ sie wehen in der goldenen Sonne, die auf die freundlichen Weinberge niederstrahlt, daß ihr Leuchten weit hinausdrang in unser siebenbürgisches Sachsenland. Auch in den fernsten Dörfern wußte man von ihm, von seinem starken, kindlichen Glauben.

Für den Sommer 1903 lud er unsere Vereine nach Großpold ein. Es sollte eine Art Erinnerungsfest werden daran, daß vor 150 Jahren die „Landler“ im Unterwald eingewandert waren, von ihnen 168 in Großpold. Das wurden bewegte Augusttage für die sonst so stille schöne Gemeinde. Jedes Haus nahm Gäste auf und sparte nicht mit seinen Schätzen. Man lag nachts auf ganzen Türmen von kostbar gesticktem Bettzeug, das mit den Federn von vielen Gänsegeschlechtern gefüllt war. Hof und Stube, Bauern und Bäuerinnen blitzen und blinkten vor Reinlichkeit, und die Gäste hatten auch außerhalb der festlichen Veranstaltungen Ursache genug, Gott dafür zu danken, daß er diese „Landler“ zu uns gebracht hatte, die das sächsische Blut auffrischten, wie ein Sommerregen welk gewordene Blumen.

Und in den Stuben, an den Wänden hängend, die Konfirmationsscheine noch von Großvaters Zeiten her, sorgfältig eingerahmt und von einem Kränzlein längst vertrockneter Frühlingsblüten umschlossen, darunter, auf der Kommode liegend, gleichsam als wertvollster, funkelnder Schmuck der Familie, Bibel und Gesangbuch. So ging es fort von Haus zu Haus, und das Dorf gewann dadurch nach innen und außen etwas Unerschütterliches, als könnte es von seinem Boden nicht mehr weggefegt werden. Selbst auf der Gasse schlug diese glaubensstarke und frohe Gesinnung jedermann entgegen; es lag in der Luft wie ein unausgesetztes, immer höher anschwingendes Klingen, das sich dann schließlich am Festabend nach dem zweiten Akt des Thullnerischen Volksspiels „Das Wort sie sollen lassen stahn“ aus tausend Kehlen und Herzen brausend löste in dem Lutherlied „Ein feste Burg ist unser Gott“.

Thullner hat aus dieser einzigartigen Gemeinde, die lutherisch ist wie keine zweite, Glauben empfangen und ihr wieder Glauben gegeben. Die „Landler“ hatten ihr großes Erlebnis noch nicht verwunden, welches ihre Urgroßväter und -Mütter vor 150 Jahren aus ihrer österreichischen Heimat getrieben, jenen Tag am Donaustrand, als ihnen, bevor sie die Emigrantenschiffe besteigen sollten, katholische kaiserliche Soldaten die Kinder von der Brust rissen und sie ziehen mußten, kinderlos, heimatlos, bloß ihren neuen lutherischen Glauben in der Seele und das Lied Luthers auf den Lippen:

„Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib...

Es war noch Leidenschaft in ihrem evangelischen Christentum, als Thullner ihr Pfarrer wurde, und auch ihn packte diese Leidenschaft, sein Glaube entzündete sich von neuem an ihr und wuchs und flammte auf, als ob er mit unter denen gewesen wäre, die damals ihr ehrlich Hab und Gut um Spottpreise an die Katholischen verkaufen und flüchten mußten ins ferne Siebenbürgen, um ihren Gott zu retten.

So schrieb er, wieder aus seiner frei und bedeutend aufgefassten Berufstätigkeit heraus, jenes Volksstück: „Das Wort sie sollen lassen stahn“, das die Drangsale der Landler in ihrer alten österreichischen Heimat, ihren Auszug von dort und ihre ersten Schicksale an ihrem neuen Bestimmungsort Großpold in schlichter dramatischer Szenenfolge behandelt. Ohne dichterischen Aufputz ist es eine wuchtige, pragmatische Darstellung des geschichtlichen Vorgangs und wirkt wie eine auf die Bühne gebrachte Chronik, unwiderleglich, Schlag auf Schlag. Auch die ganze großartige religiöse Kraft, die jene Auswanderer über das gewöhnliche Maß des Menschlichen weit hinaushob, lebt darin. Wie diese Leute beten, das ist hinreißend und, ähnlich den Gebeten in den griechischen Tragödien, wirksamster Aktschluß.

Der Dichter, wenn er auch nicht in Bildern und Gleichnissen schwelgt, wenn er sich auch keine Zeit nimmt und ihm die künstlerische Meisterschaft fehlt, um sich in das einzelne Individuum zu versenken, so kennt er doch die Volksseele und weiß, wie sie sich an die Heimatscholle

klammert und festsaugt, daß nicht einmal Schlacht und Krieg sie davon zu lösen vermag, wohl aber die Macht, die noch gewaltiger werden kann in der Seele des Volkes, als die Liebe zur Scholle, Gott. Das ist der Konflikt: der lutherische Gott und die Heimatliebe ringen miteinander in diesen gequälten, aber doch stahlharten Herzen, und der Himmel siegt über die Erde.

Rührend und echt volkstümlich klingt das Stück aus in der sinnbildlichen Szene, wo der ländlerische Bursch vom Großpolder Mädchen sächsisch lernt und auch sie sich schüchtern einführen läßt in sein Ländlerisch, soweit sie es beide für ihre Liebe brauchen - ein Beweis dafür, wie fein Thullner auch die Jugend des Dorfes beobachtet, wie gerne er ihrem Treiben zugesehen und ihren Liedern gelauscht, wenn sie draußen auf der Gasse am Abend sangen und er bei offenem Fenster am Familientische vor seiner Weinkanne saß, daß es zu ihm hereindrang, während er behaglich-leise eine Melodie nach der anderen mitsummte.

In seiner Gemeinde herrschte er wie ein gütiger und doch mächtiger Fürst, den die Leute ehren, dessen Willen sie gehorchen und von dem sie sich wünschen, er möchte ewig unter ihnen leben und sie regieren.

Dennoch griff seine Kraft, ohne daß er es wollte, von selber weiter hinaus über den ganzen Mühlbacher Bezirk und bald auch über die Landeskirche, so wie ein an Früchten überreifer Baum für alle da ist, nicht nur für den Besitzer dessen Gartens, und von seinen Früchten unzählige sich nähren.

Als Bezirksdechant ist er erst recht eine volkstümliche Gestalt geworden unter uns Sachsen. Als ob es bloß einen gäbe in unserer Kirche und nicht zehne, nannte man ihn überall nur den „Herrn Dekanus“. Er erfüllte dieses Amt mit neuem Inhalt und verschaffte ihm Ansehen und Gewicht in der öffentlichen Meinung. Den Widerstreit zwischen Wollen und Vollbringen gab es für ihn, wie er selbst einmal bekannte, nicht. Was er wollte, das konnte er auch; und so steigerte er die Autorität seines Amtes fast ins Ungemessene, doch ohne jemals befehlshaberisch aufzutreten. Man beugte sich vor ihm gerne und freudig, nicht als vor einer Polizeigewalt, sondern weil man seine höhere Einsicht, Arbeitskraft und Energie fühlte und allgemein achtete. War er doch gerade seinen Pfarrern mehr ein Freund und Bruder als ein strenger Vorgesetzter.

Ebenso wichtig wie die Pastoralkonferenzen, Konsistorialsitzungen und Bezirkskirchenversammlungen, die er durch sorgfältig vorbereitete Reden und Tätigkeitsberichte zu vertiefen wußte, war ihm das Pfarrerskränzchen, das ihn etwa neunmal im Jahr mit seinen Amtsbrüdern und -Schwestern, abwechselnd auf den Pfarrhöfen, zu gemüthlicher Geselligkeit zusammenführte, oft auch in Großpold selber. Wie richtig er seinen Beruf auffaßte, dafür spricht gerade sein zähes Festhalten an dieser patriarchalischen Gewohnheit. Da kamen dann, oft auch im Winter, die Freunde aus den umliegenden Dörfern auf dem Pfarrhof angefahren, wie zu Urväters Zeiten; im dämmernden Nachmittag schon stand das zweiflüglige Hoftor offen, alle zehn Minuten etwa polterte eine meist schwere und altertümliche Kalesche herein, darin ver mummt in Pelze und Tücher das Gästepaar saß, daß Männlein und Weiblein kaum voneinander zu unterscheiden waren. Jeder neue Ankömmling wurde mit neuer, unerschöpflicher Herzlichkeit willkommen geheißen.

Bald war das Kränzchen beisammen, in ihrer Mitte Thullner, strahlend vor echter freundschaftlicher Gesinnung gegen diesen ganzen Kreis, und Wärme und Behaglichkeit um sich her verbreitend. In seiner Nähe konnte kein Neid aufkommen, der doch sonst unter Berufsgenossen so üppig wuchert, obgleich es sich meist bloß um eine niedrige Staffel handelt, welche der

eine vor dem anderen voraus hat. Hier aber, wo die Untergebenen diese völlige Hingabe ihres Vorgesetzten an ihr persönliches Wohlergehen und an ihre gemeinsame Arbeit spürten, herrschte Einklang und jeder nahm sich frischen Schaffensmut mit nach Hause in die Winter-einsamkeit seines Pfarrhofes.

In diesem Kreise feierten sie auch, im Herbst 1910, ihre silberne Hochzeit und als Ehrengast erschienen zum Feste, das dadurch die Krone aller Pfarrerskränzchen wurde, Bischof D. Teutsch und Frau. Bischof Teutsch stattete damit gleichsam den Dank ab für seine Treue. Denn die Treue zu seinem Bischof war ein besonderer Zug in Thullners Charakter. Sie rückt ihn, wie manche andere seiner bedeutenden Eigenschaften, in eine Reihe mit großen deutschen Männern, die ihren Fürsten in so reiner Gesinnung gedient haben, wie er dem Oberhaupt seiner Kirche und denen er auch äußerlich glich, in seiner wuchtigen Gestalt, der ehrnen kampfesfrohen Stimme, den blauen Augen, die so scharf blicken konnten, daß sie einem fast ins Fleisch schnitten und in denen doch zugleich ein Meer von Güte und Liebe schimmerte.

Ohne ihm mehr Ruhm zuzusprechen, als ihm gebührt, muß doch gesagt werden, daß auch von ihm, wie von jenen großen deutschen Männern, zu denen er übrigens nur scheu und kindlich verehrend aufschaute, eine wundervolle Ruhe ausging, so daß sich nicht bloß Einzelne, sondern gerade die Menge, sein Volk geborgen fühlte durch ihn und seiner Kraft vertraute, als wäre es die Kraft Gottes selber. Der Klang seines Namens freilich reicht nicht über die Grenzen unserer sächsischen Städte und Dörfer hinaus; doch was er geschaffen in Gemeinde, Volkskirche und Haus, das sind Werke, an welchen der Schöpfer ebenso mitgeholfen hat, wie an denen, die die bedeutendsten Namen der Geschichte tragen.

Auch dies hatte er mit den großen Deutschen gemein, daß er sich gerne unterordnete. Es lag ihm ferne, andere überragen zu wollen. Schlicht und treu wie ein guter Handwerker aus vergangenen Tagen tat er seine Arbeit, die man ihm auftrug. Es ist kein Geheimnis, daß er in den Sitzungen des Landeskonsistoriums öfter den dritten Teil der gesamten Tagesordnung bestritt. Er hätte noch mehr geleistet, wenn sein Bischof es von ihm verlangt hätte. Dabei forderte er nie, daß ihm für solche Sonderleistungen seine üblichen Pflichten in Nationsuniversität, Bezirk und Gemeinde verringert würde.

Die Treue findet sich wohl auch in der engen Hütte nicht allzu oft, wo sich das Leben bloß um die eine Frage des täglichen Brotes dreht; doch wo sie uns in solcher geistigen Höhenlage begegnet, in der sich die Wirksamkeit Thullners bewegte, hat sie erst recht etwas Hinreißendes und zwingt uns, zu verehren und zu lieben. Sie ist unter den vielen Sternen, die an dem Himmel deutschen Wesens leuchten, der edelste und tiefste, die Leitidee in dem gesamten Denken dieses Volkes, die Leitmelodie in dem Marschlied, unter dessen Klängen die Deutschen an der Spitze aller Völker froh in die Zukunft hineinmarschieren.

Als zu jenem Fest der silbernen Hochzeit Bischof Teutsch und Frau zwei Tage im Großpolder Pfarrhaus weilten, da hätte man Thullner sehen sollen, wie sein Gemüt voll war von Wonne.

Nicht den Vorgesetzten ehrte und liebte er in seinem Bischof, sondern den Herrn, den Ersten unter den Siebenbürger Sachsen, in dem sich der Wille und die Wünsche seines Volkes verkörperten, denen zu gehorchen für Thullner die höchste Lust bedeutete. Er wollte nicht abenteuern gehen mit dem Übermaß von Kräften, das ihm geschenkt war, sondern dienen. Und wie das bei solchen großen treuen Dienern zu gehen pflegt, so wuchs auch bei ihm eine mächtige persönliche Zuneigung zu seinem „Herrn“ heran, die ihn doppelt entflammte für jedes Werk, welches dieser ihm auftrug.

Und gerade von ihrem silbernen Hochzeitsfeste blieb auch die Wehmut nicht fern für die beiden feiernden Gatten. Wie oft wanderte in den Tagen ihre Erinnerung, in gemeinsamem Gespräch, zurück in frühere Jahre ihrer Ehe. Zwei Mädchen hatten sie verloren, eines noch als Kind in Dobring, Gretchen mit Namen. Der Vater trug ihr Bild so deutlich in seiner Seele, als ob sie immer noch lebte. Oft, wenn er so vor sich hinsann und summt, dachte er an sie und dann erzählte er kleine Begebenheiten, die er sich aus ihrem flüchtigen Kinderdasein gemerkt hatte, wie „unser Gretchen“ - so nannte er sie - einmal zu spät zum Mittagstisch kam; es hatte sich verträumt beim Spielen. Und nun durfte es sich nicht setzen zu seinen Geschwistern, mußte zur Strafe stehen und zusehen, wie die ihren Sonntagsbraten verzehrten. Ein Weilchen hielt sie's aus, dann aber hob sich das Kind auf die Zehen, guckte ihnen über ihre Schultern in die Schüsseln und sagte halb unter Tränen, halb verschmitzt lächelnd: „Mm, det schmackt ich!“ Flink hatte sie den Zorn der Eltern besiegt.

Das zweite Mädchen war ihnen in Großpold gestorben, vor drei Jahren erst, als Braut. Die Wunde war noch frisch in den Elternherzen. Hatte doch die älteste Tochter den Vater, als eines Tages ein Leichenzug an seinen Fenstern vorbeimarschierte, auf seinen Tisch zusammengebrochen gefunden, laut schluchzend um sein Kind. Die Worte, die er an ihrem Grabe sprach, sind ein Bekenntnis. Er sagte: „Ich danke dir, Gott, daß du mir dieses Kind geschenkt hast, achtzehn Jahre zu meiner Freude!“ Auch von ihr redete er häufig und immer huschte es dabei wie ein Lichtschein über seine hohe breite Stirne, nicht Schmerz über ihren Verlust, sondern Dank für das Geschenk Gottes, welches er in ihr, seiner Trudchen, achtzehn Jahre hindurch an seinem Herzen tragen durfte...

Bald rief man ihn auch von Großpold ab, von dieser durch seine riesenhafte Arbeit, durch seinen reinen gewaltigen Gottesglauben, durch wonnevolle und leidschwere Stunden im eigenen Haus geheiligten Stätte, die für die Zukunft das Bild seiner Persönlichkeit am klarsten, tiefsten und unvergänglichsten in sich hegen und auch nach außen widerspiegeln wird. 1912 wurde er zum Stadtpfarrer in M ü h l b a c h gewählt. Er war damals schon leidend und die Tragik des Todes warf ihre dunklen Schatten voraus auf den letzten Abschnitt seines an Sonne gewöhnten Daseins.

Hier war ihm bloß noch kurze Zeit gegönnt, sein Lebenswerk auszubauen. Seinen Mühlbäcker Kirchenbezirk hatte er sich geordnet, wie er ihn haben wollte. Dem hervorragenden Verwaltungstalent war es, ohne saure Mühe, gelungen, eine Einheit zu schaffen aus den arg zerstreuten und vielfach auseinanderstrebenden Gemeinden und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit in ihnen zu wecken, das sie dann wieder in ihrem Vertrauen auf sich selber hob und stärkte; kirchlichen und völkischen Sinn rettete er so zumal unter den Sachsen, die auf fremdem Komitatsboden wohnen und dort schon zu versinken drohten. Was sie alle aneinander schmiedete und schweißte, das war seine Persönlichkeit, die mit rascher Liebe diejenigen umfaßte, die sich seiner Hilfe anvertrauten, und sie mit eisernem Griff festhielt.

Er war nicht ein Kanzleidechant. Ob bei ihm der wilde, unbändige Hamlescher eintrat, oder der schlaue, behäbige Urweger, oder der blauäugige Riese aus Gergesdorf - er kannte sie, er sah sie als die Seinen an und ihr Anliegen beschäftigte ihn so lange, bis er die Lösung fand, die sie und ihn befriedigte. Auf seinen Spezialvisitationen, zu denen er gerne mit Viererzug fuhr, weil das seinen repräsentativen Neigungen entsprach, brachte ihm das Volk stets in herzlichen Huldigungen Freude und Dank entgegen. Und dann kam er erfrischt nach Hause, mit

neuem Arbeitsmut, der sich freilich selbst für seine starke Natur manchmal zu stürmisch auflöste.

Schwieriger waren die Aufgaben, die ihm in Mühlbach im eigenen Hause erwuchsen. Seine beiden ältesten Kinder - die Tochter als werdende Sängerin in Berlin und Frankfurt a.M., der Sohn als theologiastudierender Burschenschafter in Straßburg und Leipzig - verleugneten das Blut ihrer Eltern nicht. Es war edle Rasse, die sich aber nicht so leicht am Leitseil führen ließ wie die Abkömmlinge einfacherer Geschlechter und ihren Vater zu dem Ausspruch veranlaßten, den er wohl vor sich selbst nicht verantwortet hätte: „Der Himmel bewahre einen vor außergewöhnlichen Kindern!“

In dem Sohn toste die Jugend wie ein Gebirgsbach in seinem Bette, der aus einer allzustarken Quelle entsprungen ist. Und ob ihm der Vater gleich mit oft verzweifelter Sorge zusah und ihn einzudämmen versuchte, so hing er sich doch umso leidenschaftlicher an ihn, je mehr er die eigene einstige Riesenkraft dahinschwanden sah und sie in dem Sohne wieder auferstehen fühlte.

Im schönsten Einklang lösten die beiden Gatten auch diese schwierigen Probleme; ihre Ehe war immer noch jung, obgleich sie vor kurzem silberne Hochzeit gefeiert hatten, als wären die Myrten in ihrem ersten Brautkranz noch unverwelkt. Sie hielten unerschütterlich zusammen, folgten ihren Kindern im Geiste überall hin und verloren so keinen Augenblick die Herrschaft über sie. Sie gaben die Zügel nicht aus der Hand; aber wenn sie ihre Kinder auch leiten wollten, so war's immer zu den höchsten Zielen. Auch diese strebten dorthin. Über den Weg, der eingeschlagen werden sollte, brausten manchmal die Meinungen gegeneinander, aber der Stern, der ihnen gemeinsam als Ziel leuchtete, glättete bald die Wogen der Erregung. Und so fiel jedes Unternehmen für die glücklich aus.

Die älteste Tochter, die in Frankfurt unentwegt ihre künstlerische Laufbahn verfolgte, kehrte eines Tages als Braut heim. Bald wurde in den weiten Räumen des Mühlbacher Pfarrhauses Hochzeit gefeiert, und auch einen Enkelknaben schenkte ihnen das freundliche Schicksal, einen blonden Riesenjungen, der seinem Großvater merkwürdig ähnlich sah und darum allgemein „der kleine Dekanus“ hieß. Wie im Märchen erfüllten sich ihre Wünsche, die stets darauf hinausgingen, auch ihren Kindern einen sicheren Grund zu schaffen auf der Erde, in dem sie wurzeln und von wo aus sie immer noch mit ihren Armen in den Himmel greifen konnten.

Unvollendet blieb dagegen Thullners Werk in seiner Stadtpfarrgemeinde Mühlbach. Wie er sich dort einführte! Ganz in seiner gewohnten ursprünglichen Art, die sich nicht viel um starre Formen kümmerte, sondern sie mutig zerbrach, wo sie das freie Fluten des Lebens hinderten. Er hatte einen Feind in Mühlbach noch aus seiner Grazer Studienzeit, jetzt ein hochangesehener Bürger. Zu dem ging sein erster Schritt. Er trat in seine Türe, streckte ihm die Hand entgegen und rief ihm zu: „Wir wollen wieder Freunde sein, unter meinen Kirchenkindern will ich keinen Feind haben.“

Er kam also auch in diese Stadtgemeinde als echter Jünger Jesu, als Gottesbringer, dieser Beruf machte seine innere Glückseligkeit aus. Er hatte sich's so schön geträumt, daß sie ihm auch hier zulaufen würden ins Gotteshaus, mit seinem überwältigenden himmelhohen Chor, das allein schon den allsonntäglichen Gang zur Kirche lohnte. Stundenlang mögen dort in früheren Jahrhunderten die Mühlbacher Bürger und Bürgerinnen gekniet haben an den mächtigen Pfeilern, deren Höhe kaum mit dem Auge zu ermessen ist und ins Unendliche zu steigen scheint.

Wie winzig klein nimmt sich die menschliche Gestalt aus in einem solchen Raum, den doch wieder der menschliche Geist sich gebaut hat in seinem erhabensten Schwung!

Dieses Gotteshaus, das im ganzen Sachsenland berühmt ist wegen seiner reinen, leuchtenden Schönheit, wollte Thullner erlösen aus seiner Einsamkeit, in die es gesunken war und die meist nur an den großen Feiertagen gestört wurde durch eine mehr neugierige als gläubige Menge; er wollte das Volk wieder hineinbringen, daß es dort woge, wie in alter Zeit und singe und bete, sich die Nüchternheit der Woche von seiner Stirn und Seele scheuche für ein paar freie, göttliche Augenblicke des Glaubens.

Sein kurzes Leben reichte nicht aus für ein solches Beginnen. Die Masse des Volkes war zu schwer von Erde und zu gleichgültig gegen den Himmel, die Spannung der Geister fast ausschließlich auf wirtschaftliche Ziele gerichtet. Von Thullner erwartete man eher neue Antriebe nach diesen Zielen hin. Und er glich auch darin manchem großen Deutschen, daß sein Wesen etwas Allumfassendes hatte, nicht bloß die halbe, sondern die ganze Welt in sich trug und hegte, indem ein tiefes frommes Gemüt und ein klarer, durchschlagender praktischer Verstand sich in ihm vereinigten. So schaffte er sich breiten Raum auch in dem wirtschaftlichen Entwicklungsprozeß Mühlbachs und grub seine wuchtigen Spuren ein in das Bild der Stadt, wie es später ihre Geschichte zeichnen wird.

Das Herrlichste an ihm war sein ewig aufbauender Wille. Die zersetzenden und verneinenden Einflüsse der modernen Zeit hatten über ihn keinerlei Gewalt; sie vermochten ihn ebensowenig abzuwetzen, wie der Schnabel jenes Vögleins den Fels der Ewigkeit. Auch die Stürme und Widerwärtigkeiten des öffentlichen Lebens beugten ihn weder noch bewegten sie ihn von seiner Stelle, denn er ruhte unerschütterlich fest in seinem Gott und in sich selber. Sein Gottesglaube, schlicht und gewaltig, mutete an, als ob's ein unmittelbares Erbe wäre von Martin Luther selbst. Auch für ihn war die Quelle seiner besten Kraft das Gebet, es verscheuchte ihm jede Müdigkeit und Unlust. So stand er da, frei und ungeschützt nach allen Seiten, nur leicht gelehnt an die Macht seines lebendigen Gottes; echt deutsch, ein Volksmann, wie er uns Siebenbürger Sachsen selten geschenkt wird, furchtlos, geistesstark und treu. Und wie der blonde Recke des Nibelungenliedes im Königshof zu Worms, forderte er niemand zum Kampfe heraus, denn Streitsucht lag ihm ferne, bloß wenn ein Vorwitziger ihn reizte und, seine Ruhe für Schwäche nehmend, ihm vor der Nase den Stein ins Weite warf, als könnte Thullner es ihm nachtun, griff dieser ebenfalls nach dem Stein und schleuderte in beträchtlich weiter als die anderen. Auf solche Art focht er manches Scharmützel in Bezirks- und Landeskirchenversammlungen siegreich aus.

Ein ganzes Sinnen aber war darauf gerichtet, aufzubauen, die ewig großen Werke Gottes vollenden zu helfen, als deren teuerstes und wertvollstes ihm sein sächsisches Volk galt. Säße er doch noch unter uns, in seiner behaglichen Pfarrstube am eichenen Familientisch vor sich hinsummend oder mit seinem blonden Enkelknaben spielend, die blauen Augen voller Güte und voller Zukunft! Auch ein Stück Zukunft unseres Volkes lag noch in ihm. Der Tod kam zu früh! Wer wird es uns nun heben aus dem Grabe?

Ernst Thullner

Von Friedrich Teutsch (1852 – 1933)

Unter den markigen Gestalten unseres Volkes, das hin und wieder einen leidenden Zug auch in den Charakteren führender Männer zeigt, ist T h u l l n e r eine der kräftigsten gewesen. Auch darum ist sein unerwarteter früher Tod für uns ein großer Verlust.

Er war der Sohn eines aus Österreich hierher eingewanderten Arztes, der als Militärarzt das Land kennengelernt hatte, eine sächsische Frau heiratete und in BIRTHÄLM sich niederließ. Hier wurde Thullner am 22. Dezember 1862 geboren, er hat aus der Kinderzeit noch die Erinnerung an die ehrwürdige Gestalt des greisen Bischofs Binder behalten. Den fröhlichen Jungen führte die Kinderzeit in das sächsische Dorfleben, die Schäßburger Schule mit ihren alten Überlieferungen in die Wissenschaft ein und das Herz ging ihm in der schönen Stadt und im frohen Treiben der „Chlamydaten“ auf.

Dem Wunsch des Vaters folgend ging er 1881, nach Absolvierung des Gymnasiums, nach Graz, um Medizin zu studieren. Aber trotz aller Entschiedenheit, mit der er den erschütternden Eindruck des Seziersaales zu überwinden versuchte, gelang es ihm nicht - er sattelte um und wählte, wozu es ihn von Anfang an gezogen hatte, Theologie und Lehramt. Leipzig, Klausenburg und Berlin boten die Vorbereitung, das deutsche Mutterland die tiefsten Eindrücke, Gelegenheit, Geist und Gemüt in gleicher Weise zu vertiefen und zu erwärmen. Hier entwickelte sich zugleich seine Kampfnatur in schöner Weise. Er wurde Burschschafter, das Eintreten für Recht und Wahrheit erschien ihm nun erst recht als heilige Pflicht. In Klausenburg eignete er sich die magyarische Sprache an, daß er sie nahezu wie seine Muttersprache beherrschte.

Heimgekehrt von der Universität wurde er rasch mit seinen Prüfungen fertig und durchlief bei kurzer Dauer der einzelnen Stellungen das Rektorat der Agnethler Volksschule 1885 - 87, wurde 1887 Rektor der Mediascher Mädchenschule, dann 1890 Pfarrer in Dobring, 1898 in Großpold, 1913 Stadtpfarrer in Mühlbach, überall doppelt befriedigt, seit er die kluge Frau gefunden, Johanna Stolz, die tapfer und voll innerer Teilnahme an seiner Arbeit, als treue Helferin ihm zur Seite stand.

Verhältnismäßig früh wurde er in führende Stellungen berufen, er wurde Dechant des Mühlbacher Kirchenbezirks, Mitglied der Sächsischen Universität und des Landes-konsistoriums, das ihn u.a. als Prüfungsleiter zu den Seminar- und Gymnasial-Maturitäts-prüfungen schickte.

Er hatte sich zu einer wuchtigen Natur entwickelt, die auch in seiner Körpergestalt zum Ausdruck kam. Ihr Kennzeichen war die Entschiedenheit und das rücksichtslose Eintreten für das, was er als richtig erkannt hatte, dabei nicht zurückschauend vor Folgerungen, die bisweilen weiter führten als der Augenblick verlangte. Es war immer ein besonderer Reiz, ihn im Kampf zu sehen. Dann glich er dem vorsprengenden Reitergeneral, der jede Schwäche des Gegners erspäht und bald von dieser bald von jener Seite den Angriff spielen läßt und gern neben der leichten Attacke den schweren Säbel benützt, der den Gegner niederstößt. Sein Temperament ging bisweilen mit ihm durch, aber dann konnte ein herzhaftes Lachen des Gegners oder des Zuhörers auch ihm sofort das Gleichgewicht geben und er stimmte fröhlich mit ein.

Im Zusammenhang mit der Kampfesfreude stand die Zuversicht, mit der er ins Leben sah. In dem großen Weltkrieg ist er zu allen Zeiten, nicht am wenigsten in der bösen Zeit des

Walacheneinfalls, der Überzeugung gewesen, daß unser Sieg unausbleiblich sei, und viele sind unter seiner zuversichtlichen Sicherheit stark geworden oder nicht mutlos geblieben.

Das konnte er, weil ein sonnig-warmes Gemüt die Kampfnatur verklärte. Man brauchte bloß in die hellen blauen Augen zu sehen, und jenes Gemüt leuchtete strahlend hervor. Wie konnte er im Freundeskreis bei guter Rede lachen und scherzen, voll Geist und mit feinem Humor hier necken, dort spotten, durch übertriebene Behauptungen das Gespräch beleben und dabei bildete seine Gutmütigkeit den freundlichen Unterton zu allem, was er tat. Er war in früheren Jahren imstande, eine halbe Nacht an der frohen Tafelrunde zu verweilen und am nächsten Morgen auch eine schwere Aufgabe glänzend zu lösen, denn er war ein scharfer Denker, er arbeitete leicht und rasch und in den letzten Jahren übermäßig. Bisweilen klagte er, der seit Jahren nicht mehr ganz gesund war, es sei zu viel der Arbeit. Aber er nahm sie auf sich als Pflicht. Denn in seinem Herzen lebte eine heiße Liebe zu seinem Volk und zu seiner Kirche. In ihrem Dienst ist er Tag und Nacht gestanden und wo diese ihn riefen, hat er sich nie versagt. Er glaubte an beide und an ihre Zukunft und diese ihnen zu sichern, ist er sein Leben lang tätig gewesen.

Alles in ihm aber wurzelte zuletzt in seinem festen Glauben. Er hatte sich ihn innerlich erarbeitet, ohne viel Rücksicht auf Wissenschaft, obwohl er ihre Erscheinungen lebhaft verfolgte - von Grützmacher hielt er große Stücke - und dieser erarbeitete und erlebte Glaube trug, stärkte, leitete ihn.

Mit solchen Gaben war er der berufene Pfarrer. Stark und sicher konnte er den Gemeinden Ziele setzen, die Mittel zu deren Erreichung zeigen und vor allem immer wieder die Frömmigkeit und den Glauben in den Mittelpunkt stellen. In erster Reihe in seinen Predigten, die ein Ausdruck seiner geschlossenen wuchtigen Persönlichkeit waren, wie u.a. die unter dem Titel „Oin der Kreuzesschule des Herrn“ veröffentlichten fünf Passionspredigten, die eindrucksvoll die Zuhörer mit ihren eigenen Lebenserfahrungen unter das Kreuz stellen.

Wie viele Freude hat er vielen mit seinen sächsischen gereimten Schwänken und Schnurren gemacht, die er unter den anheimelnden Titeln „Ous der Rokestuw“ und „Bä der Kalefok“ veröffentlichte. Sie zeichnen sich durch behagliche Erzählung und feine Zuspitzung aus und sind in unseren Gemeinden als eine Festgabe aufgenommen worden. Eine Bereicherung für unser Gemüt und, soweit sie gesungen werden, ein Schatz für unseren Volksgesang - er selbst liebte den Gesang leidenschaftlich - sind seine Lieder geworden. Wie klingt die sonnige Liebe zur schönen Heimat heraus aus den Versen „Af deser Ierd do äs e Land“, wie ergreifend „De Bietklok“ mit ihren reichen Beziehungen.

Am ergreifendsten ist zuletzt doch seine größte Arbeit: „Das Wort sie sollen lassen stahn“, das Volksstück, das 1903 bei den Vereinsversammlungen in Großpold die Herzen mächtig ergriff. Es war ihm aus der Großpolder Arbeit als Pfarrer erwachsen, in der Bauerngemeinde, deren größter Teil aus den Nachkommen der Landler besteht, die im 18. Jahrhundert um ihres Glaubens willen aus ihrer Heimat in Österreich vertrieben worden waren und hier eine neue Heimat gefunden haben. Vor Schönherr's „Glaube und Heimat“ erschienen, schlägt es ähnliche Töne an und stellt die Einwurzelung der aus der Heimat Vertriebenen hier dar, die sich durch die Religion mit vollzieht, die sie hier frei bekennen dürfen.

Eine große Arbeit, die er druckfertig hatte, hat der Krieg zu veröffentlichen verhindert, eine „Sächsische Kirchenkunde“, die im großen Sammelwerk der deutschen Kirchenkunden aufgenommen werden sollte. Auf dem Mediascher Vereinstag 1910 bot er Proben daraus. Der Weltkrieg hat manches verändert, was er dort in anstrengender Arbeit besonders an statistischen Daten zusammengetragen hatte.

Das Amt ließ überhaupt besonders seit er die Leitung der Mühlbacher Stadtgemeinde übernommen hatte, nicht mehr viel Zeit zu solcher Arbeit. Denn hier galt es, die nationalen und kirchlichen Grundlagen mit neuen Schutzwehren zu umgeben, was die Neuzeit an solchen bietet zu verwerten und alle Kräfte zusammenzufassen, um die Zukunft zu sichern. Wie sehr er dabei modernen Gedanken zugänglich war, beweist sein Plan, mit dem er sich eifrig beschäftigte, in Mühlbach ein Mädchengymnasium zu errichten.

Viel Arbeit brachte das Dekanat, das jetzt in der Tat an den Träger des Amtes bald unerfüllbare Forderungen stellte. Dazu gehört der Bezirk zu den schwierigsten in seiner Ausbreitung und in seiner Zusammensetzung, aber er hielt ihn in starker Hand und wußte auch da zu erziehen. Es war eine Freude, mit ihm 1914 bei der Generalkirchenvisitation von Gemeinde zu Gemeinde zu fahren und unter seiner kundigen Leitung in das Leben hineinzusehen, das doch gerade auf diesem alten Kampfgebiet, wo so unsäglich viel unseres Volkes und unserer Gemeinden in den Türkenkriegen zugrunde gegangen, soviel Stärke und sichere Zukunftskraft enthält. Es ist ihm und mir der gleiche Schmerz gewesen, daß der Ausbruch des Weltkrieges die Beendigung der Visitation nicht erlaubte, es sind noch 8 Gemeinden rückständig, für deren Besuch er den Plan fertig hatte. Nach deren Beendigung wollte er das Dekanat niederlegen, um sich ganz der Stadtgemeinde und der Landeskirche zur Verfügung zu stellen.

Denn auch die Landeskirche hatte inzwischen Hand auf ihn gelegt, die 23. Landeskirchenversammlung hatte ihn 1907 in das Landeskonsistorium gewählt und dort übernahm er sofort schwerste Aufgaben: die Neuregelung der Pfarrgehälter und im Zusammenhang damit das Pfarramtsgesetz; was zuletzt die 26. Landeskirchenversammlung 1916 geschaffen, ist vor allem sein Werk. Nur die Mitarbeiter wissen, wie viel Berechnungen und Kombinationen er anstellte, verglich, verwarf und neu aufnahm, bis wir endlich zu einem Ergebnis kamen, das durchführbar erschien.

Eine besondere Freude war ihm die Mitarbeit am Gustav-Adolf-Verein, den er in seinem Bezirk leitete, und in dessen Hauptvorstand er war. Die Sammelergebnisse zu mehren, sann er auf neue Wege, die Arbeit des Gesamtvereins verfolgte er aufmerksam. Vor Jahren hatte er uns bei der Hauptversammlung in Hamburg vertreten (1903), im Jahr 1917 besuchte er einige Hauptversammlungen in Deutschland, dort Kunde von uns zu geben und kam erfrischt mit der Überzeugung zurück, daß das deutsche Volk unbesiegbar sei.

Auch in seinem Leben ist nicht immer Sonnenschein gewesen. Vor Jahren starb ihm eine blühende Tochter, der Krieg führte zwei Söhne an die Front, den einen bald in russische Gefangenschaft, er selbst war in den letzten Jahren nicht mehr so kerngesund wie früher ohne daß er recht ergründen konnte, was ihm fehle. Im Behagen des Hauses, wo er sich zuletzt doch am wohlsten fühlte, am Gesang der Tochter, die sich zur Sängerin ausgebildet hatte, dann am Schwiegersohn, am Gedeihen des froh begrüßten Enkelkindes sich erfreuend, fand er immer neue Kraft. Er hatte noch den Trost, daß der Sohn aus der russischen Gefangenschaft heil heimkehrte, mit den Studien fertig und ihn wollte er nun, wenn der Krieg doch endlich ein Ende nähme, in das Pfarramt und in dessen hohe Aufgaben einführen. Zunächst fuhr er mit

ihm zur alten Mutter nach Birthälm und hat dort im Elternhaus Ende April 1918 einige frohe Tage erlebt. Auf der Heimreise sprach er in Hermannstadt an, auf die besorgte Frage der Freunde, denen seine Abmagerung auffiel, erwiderte er, daß er sich wohler wie früher fühle.

Wenige Tage später mußte er sich zu Bett legen und am 5. Mai 1918, Sonntag abends ist er sanft entschlummert, noch nicht 56 Jahre alt. Ein Magengeschwür scheint die Ursache gewesen zu sein.

Seit Tod traf alle, die mit ihm in Arbeit und Freundschaft, in Liebe und Treue verbunden waren, wie ein Blitz aus heiterem Himmel und es vergeht kaum ein Tag, wo wir ihn nicht vermissen.

In seinem schönen Gedicht: Bietklok hat er der Todessehnsucht Ausdruck gegeben, die doch nur eine augenblickliche Stimmung bei ihm war, die eben die Abendglocke, der die Verse gelten, hervorgerufen:

*Ister wid se mer erklängen,
-Wännj kit dat selich Ist? -
Do den heschten, iw'je Fridden
Mer är ierzä' tämm verhißt,
Do se spricht: Bim bam, bim bam,
Allent ous. Kamm hime, kamm!*

Aber auch dies „Alles aus“ ist nicht seine Überzeugung gewesen und ist nicht die unsere. Er hielt fest daran, daß das Leben nicht aus sei mit dem letzten Atemzug - und wir wissen, sein Leben ist dadurch nicht beendet für uns, daß er von uns schied. Nicht nur, was er geschaffen hat, bleibt, er selbst wie er war bleibt uns als Lebenskraft: auch an seinem Glauben, an seiner Frömmigkeit, an seiner Zuversicht wollen wir stark bleiben in den Kämpfen des Lebens, und jedesmal wenn in der stillen Dorfgasse die Bruderschaft und Schwesterschaft das Lied singen: Af deser Ierd do äs e Land...dann wollen wir ihm danken für das, was er uns gewesen ist und wir segnen sein Andenken!

Johanna Herzog Thullner

Von Dr. Otto Fritz Jickeli (1888 – 1960) / Aus Klingsor, Siebenbürgische Zeitschrift, 5 / 1928



Zwei Bilder von Johanna Thullner: Als Mutter Johanna Herzog mit ihrem zweijährigen Sohn Hans Georg und als junges Mädchen von etwa 14 Jahren.

Aus der Dorfkirche von Großpold haben vor wenigen Tagen Bauemhände die Sängerin Johanna Herzog-Thullner zu Grabe getragen. In den Herzen derer, die mit ihr befreundet waren, zittern noch die schlichten, gewaltigen Worte nach, die der Bruder über ihrem Grabe sprach. Ihr Andenken kann unter uns niemals erlöschen. Denn das Leben dieser Frau war der gesteigerte Ausdruck der Sehnsucht und der Ziele der Generation, die heute an der Schwelle der Reise steht.

Johanna Herzog-Thullner war ein Kind jener glücklichen Zeit, als die Jugend vor dem Tore einer großen Zukunft zu stehen glaubte, da man in der entgötterten Welt nach tieferer Erfüllung zu suchen begann, als sie der klügelnde verstand zu geben vermag. Diese Erfüllung glaubte man in der Kunst zu finden.

Die Naturwissenschaften hatten den Menschen in den Mittelpunkt alles Geschehens gestellt. Höchste Gestaltung des menschlichen Lebens und Steigerung des Erlebnisses zum Kunstwerke schien Dienst an dem Göttlichen.

Die Kunst wurde dem Endzweck des menschlichen Lebens gleichgesetzt. Gleichzeitig glaubte man, am Beginn einer neuen Renaissance zu stehen, die größer und gewaltiger sein werde, als die Wiedergeburt der Antike am Ausklang des Mittelalters. Die jungen Künstler, die sich zu dieser religiösen Auffassung der Kunst be4kannten, mussten zwangsläufig in Heimat und Volk wurzeln. Wenn das Göttliche in der Steigerung eigener Erlebnisse zum Kunstwerke lag, so war natürlich auch der Boden, auf dem es entstand, heilig. Dienst an der Kunst war also nicht nur Dienst an dem Göttlichen, sondern auch Dienst an Heimat und Volkstum. Aus dieser Erdgebundenheit aber erwuchs dem jungen siebenbürgisch-sächsischen Künstler innerer Zwiespalt. Die Heimat war zu eng, um große Entwicklung zu ermöglichen, in der Fremde aber litt er unter der Sehnsucht nach der Heimat.

Für die junge Hanni Thullner wurde es Schicksal, als Kind jener Generation geboren zu sein. Als sich ihre starke Begabung für die Musik ergab, riß es sie aus dem stillen Dorfleben des Großpolder Pfarrhauses in die Welt hinaus, um in langjährigem, zähem Kampfe nach der höchsten Wertung als Sängerin zu ringen. Die Natur hatte sie mit reichen Gaben für diesen Kampf begnadet. Ihr starke Veranlagung, ihre hohe Auffassung von der religiösen Mission der Kunst, ihr reiner Charakter, ihre Empfindsamkeit, die helfende Liebe ihrer Angehörigen, das feste Wurzeln in der Heimat, schienen ihr den schließlichen Sieg von Anfang an zu sichern.

Aber gerade diese Stärken wurden andererseits wieder zu Schwächen im Kampf um den Enderfolg. Sie stellte die Kunst zu hoch, um sie rein zum Gegenstände des Ehrgeizes zu erniedrigen. Sein war zu empfindsam, um Kompromisse schließen zu können, sie fand in der Gestaltung des Kunstwerkes selbst den Lohn ihres Ringens und ging dem Haschen nach äußerem Erfolge oft scheu aus dem Wege. Sie wusste selbst, dass darin ihre Schwäche lag.

„Um als Sängerin vollen Erfolg zu erzielen, muß man als Hausmannstochter geboren sein“, sagte sie einmal bitter. Menschentum stand ihr höher, als äußere Erfolge. Deshalb verschwendete sie sich gerne an alle, die sie in Anspruch nehmen wollten, deshalb trieb es sie zur tiefsten Erfüllung ihres Wesens als Gattin und Mutter. Sie war dem Schicksale ausgeliefert, Tochter ihrer siebenbürgischen Heimat zu sein. Aus ihrem schweren Kampfe um höchste Geltung im Auslande, rief sie immer wieder die Sehnsucht nach den Menschen ihrer Art in die Heimat zurück. Wenn sie aber kam, fand sie die Seelen, die sich ihr bei den Besuchen im Auslande freudig aufgetan hatten, in der Enge der kleinen Verhältnisse verstockt. Gleichzeitig aber drohte ihr die Gefahr, den Zusammenhang mit dem großen Kunstleben zu verlieren, und sie musste wieder hinaus, um abermals an Heimweh zu kränken. Siebenbürgisches Schicksal!

Sie war zu stark, um nicht schließlich volle Erfüllung ihres Ringens finden zu müssen. Als sie vor drei Jahren endgültig in die Heimat übersiedelte, kam sie als Sängerin von ganz großem Format. Ihre Stimme war zum gefügigen, niemals versagenden Werkzeuge geworden, mit dem sie spielend das Kunstwerk formte. Sie besaß auf allen Gebieten des Gesanges eine Universalität sondergleichen. Ihre reiche Natur durfte sich auch hier verschwenden, wo andere sich den Erfolg durch Abgrenzung sichern mussten. Außer Lula Myß-Gmeiner hat bei uns niemals eine Sängerin so gesungen wie Johanna Herzog-Thullner.

Höchste Vollendung befreit von Ehrgeiz. Es konnte für sie nur eine Frage der Zeit und der Gesundheit sein, wann auch der äußere Erfolg in der großen Kunstwelt die Vollendung ihrer

künstlerischen Entwicklung bestätigen würde. Ihre Krankheit hat sie aus einer Reihe großer Auslandserfolge gerissen. Für uns Siebenbürger aber war ihre Kunst ein überreiches Geschenk. Ihr Tod hat uns arm gemacht. Wir ahnten nicht, dass ein todkranker Mensch vor uns stand, wenn sie mit der Besessenheit ihres starken Erlebens uns ganz gefangen nahm und mit sich emporriß.

Leben heißt kämpfen und gesteigertes Leben bedingt gesteigerten Kampf. Deshalb konnten wohl auch die letzten Jahre, die sie im Vollbesitze ihres künstlerischen Könnens und umgeben von der Liebe ihrer Angehörigen verbringen durfte, nicht ganz frei vor den Wolken sein, die manchmal die klare Sonne ihres Lebensmittags zu verdunkeln drohten. Sie litt wohl mit ihrer Generation unter der Erkenntnis, dass den großen Hoffnungen der Kunst aus dem Anfang unseres Jahrhunderts keine Erfüllung geworden war und dass die Menge die Konzertsäle zu verlassen begann, um die Kirche oder den Fußballplatz zu besuchen. Es quälte sie vor allen Dingen oft, dass sie in der Heimat die Herzen nicht so offen fand, wie sie es ersehnte.

Die Herzen waren ihr nun schrankenlos aufgetan, als man sie in endlosem Zuge in ihrem Heimatdorf zu Grabe trug. Voran schritten in schweren Stiefeln die Adjuvanten und bliesen so gut sie es verstanden. Den Sarg begleiteten junge Bauernmädchen mit Kränzen in der Hand. Es folgte der schwarze Zug der Freunde aus der Stadt. Dann aber kamen die Männer, die Frauen und die Jugend von Großpold, ein ganzes Dorf

Wie viel Liebe muß das junge Mädchen hier gegeben haben, dass niemand fehlen wollte, als es nach 25 Jahren wiederkam, um seinen Platz in der Heimaterde zu finden. Keine Fürstin hätte man mit größeren Ehren zu Grabe tragen können.

Das Kunstleben unserer Heimat hat durch den Tod der Sängerin einen unersetzlichen Verlust erlitten. Der große Kreis ihrer Freunde aber steht fassungslos da. Die Treue und Güte, mit der sie immer für uns bereit war, ihr reines Menschentum war uns noch mehr als ihre Kunst. Wir können nur danken und immer wieder danken für alles, was sie uns war!

Rückbesinnung - Erinnerungen von Wilma Leicht

Erinnerungen von Wilma Leicht geb. Thullner (1866 – 1938) an ihren Vater Johann Thullner, an ihren Mann Johann Leicht und an ihre große Familie

Heute will ich anfangen, einen langgehegten Vorsatz auszuführen. Ich will für meine Enkel einiges aus meinem Leben niederschreiben und dabei das Bild eines Mannes noch nicht ganz verblassen lassen, der mir vor allen anderen teuer war und nun schon über fünf Jahre in der ersehnten Ruhe ist: das meines lieben Vaters.

Denn er entschwindet allmählich meinem geistigen Auge. Mein Gedächtnis läßt nach, die jetzige ereignisreiche Zeit, die alles Denken für sich absorbiert, trägt mit dazu bei und dann ist es der natürliche Verlauf der Dinge, daß alles, wenn es zu Staub zerfällt, auch der Vergessenheit anheimfällt. Er selbst mit seinem klaren Denken erwähnte es oft in seinen letzten Lebensjahren, wie schnell auch über den besten Menschen im Grunde genommen die anderen zur Tagesordnung übergehen und wie sich die Lücke schließt und keine sichtliche Spur bleibt.

Doch Dein Tritt verhallt nicht, lieber Vater, so lange ich lebe, so lange noch eine Blume unter meinen Händen gedeiht, an der ich Freude habe, wie Du.

In einem kleinen Orte Westungarns warst Du in den allerärmlichsten Verhältnissen geboren Dein Vater war ein Tagelöhner, der hauptsächlich mit Kellerarbeit und Weinbehandlung sich beschäftigte Deine Mutter war gestorben, als Du ein



Jahr alt warst, in einer Choleraepidemie, und Du wuchsest unter zwei Stiefmüttern groß Du erzähltest, wie Dich Dein Vater vor allen Geschwistern liebte, als Vermächtnis der ersten Frau, im Gefühle, Du entbehrtest ohnehin Mutterliebe, und wie stolz er war, daß Dir das Lernen Freude machte Lernen, brav sein, fromm sein, und von Deinen Lehrern, einfachen katholischen Pfarrern gelobt zu werden, war Dein erster Ehrgeiz. Sie wurden aufmerksam auf Dich

und verwendeten Dich zum Ministrieren, und da sangst Du mit viel Begeisterung die Litaneien, Du, der später als Arzt so gar nichts für religiöse Bräuche übrig hatte.

Und da wurde der arme Junge vom Herrn Pfarrer einmal zum Mittagessen eingeladen. „Iß, Hans, wenn Dir die Leberwurst schmeckt!“ Dem Hans schmeckte die Leberwurst, er aß sich recht satt. Der Herr Pfarrer nötigte weiter, der Junge dankt, dankte nochmals, wurde wieder genötigt, und aß nun auch in seinem großen Respekt vor dem Pfarrer. Das Resultat war ein Niederschmetterndes. Wenn es ihm auch gelang, noch zeitgerecht zu verschwinden, so merkte doch der Pfarrer, was er dem folgsamen Jungen angetan hatte und nötigte ihn nie wieder so dringend. Er blieb ihm wohlgewogen und vermittelte seine Aufnahme in das Gymnasium nach Ungarisch-Altenburg.

Hier will ich das Gegenstück einflicken, wie noch der 80jährige Mann dieselbe geringe Widerstandsfähigkeit dem Zureden geliebter Menschen gegenüber hatte, im Drange, denen eine Freude zu machen: Und wie ihm dieses fast zum Verhängnis wurde und mir für alle Zeit eine Lehre gab. Ich kam selten nach Hause und in den Jahren, die zwischen den einzelnen Besuchen lagen, veränderte sich manches, was meinem immer mehr nach innen gekehrten Blicke nicht sichtbar wurde, bis mich das Schicksal mit der Nase darauf stieß.

So war auch Vater hinfalliger und älter geworden. Ich wußte nur, wie er gerne gut zubereitete Speisen liebte und hatte vielleicht auch die Absicht, mit meiner Kochkunst, die ich mir schwer genug erworben (als vollständig unbegabt dafür), etwas zu prahlen. Und als ich ihm sein Lieblingsgemüse, Karfiol mit Rahm vorsetzte, recht üppig zubereitet, wie er es in jungen Jahren liebte, da dankte Vater, er wolle nicht essen. Als er aber meine Enttäuschung sah, nahm er doch und wurde so schwer krank, daß wir für sein Leben fürchteten.

Damals zog ich auch die Lehre, daß in all unserem Handeln, mag es noch so sehr den Schein der Liebe und Anhänglichkeit haben, ein großer Teil Egoismus steckt. Und gerade bei gesunden, ursprünglichen Menschen viele Jahre und viele Erfahrungen kommen und gehen müssen, es viel Vertiefen in des anderen Denken und Fühlen braucht, um zu wissen, was dem Anderen frommt und zum Segen gereicht, um zu wissen, womit man anderen eine Freude bereitet. Denn sonst kommt es bei dem besten Willen und den besten Vorsätzen darauf heraus, daß man im Grunde sich selbst befriedigt hat auf Kosten des anderen Wohlbefinden.

Er aber, mein Vater, las immer in des Anderen Seele und hat dadurch so viele Freude und Glück um sich gestreut, hat so viel Kindertränen mit dem rechten Wort zur rechten Zeit getrocknet und ist selber zu kurz gekommen. Er wartete so gefaßt auf das Ende und starb so gern.

Nun ging es also in das Nachbarstädtchen aufs Gymnasium. Ein armer Knabe in dünnen Sommerhosen zog die Hände in die Ärmel, wenn der Wind blies, der Regen fiel, der Winter kam, und ging Tag für Tag in das Nachbarstädtchen, um der Wissenschaft obzuliegen und ein Herr zu werden.

Sein Vater hatte ihm gesagt, wenn er die frugale Mehlspeise (Mehlpampf nannte er sie verächtlich) verschmähte: „Mein Sohn, willst Du zum Braten kommen, dann studiere, wie der Herr Pfarrer studiert hat.“ Und zum Braten kommen wollte er sehr und katholischer Pfarrer wollte er werden. So erklimm er in der Früh vier Uhr Stiefmutter's Hühnerstall, trank ein rohes Ei aus, steckte ein Stück Brot für das Mittagessen in die Tasche, zog sich zusammen, weil er fror und ging seinen Schulgang.

Er wuchs, gedieh, lernte und war immer unter den besten Schülern, der das ganze Wohlwollen der Lehrer hatte. Bis zur Sexta hatte er zu gehen, um Aufnahme im Theresianum zu finden, denn er wollte nicht mehr Geistlicher werden, sondern Arzt Und in der Sexta saß er kurz vor Jahresschluß und antwortete dem Lehrer so prompt und ausgezeichnet, daß er die Schulbücher zu Hause mit Hochgefühl niedertat und sich vomahm, jetzt einen Tag sich nicht zu präparieren, sondern die schöne Gotteswelt zu genießen Und ins Freie ging er und sah die Donau so schön vorbei fließen und gab sich seinen Gedanken für die Zukunft hin.

Am nächsten Tag dreht sich die Welt mit ihm, als sein Lehrer ihn wieder aufruft. Da steht er einfach auf und sagt: „Bitte Herr Lehrer, ich habe mich nicht vorbereitet.“ Vater erzählte oft, wie furchtbar leid es damals seinem Lehrer getan habe, ihn so ertappt zu haben. Denn er selbst sagte, nie bis dahin sei er unvorbereitet zur Schule gegangen, und seine Lehrer kannten seine Gewissenhaftigkeit. Diese Schlappe, die er sich damals zuzog, trug ihm im Abgangszeugnisse ein Gut anstelle Vorzüglich ein und er hat die Episode so nicht vergessen können, daß er auch als älterer Mann manchmal im Traum von ihr gequält wurde, was er uns dann immer am Morgen mit Gaudium erzählte.

Der brave Knabe war ein braver Jüngling geworden, erhielt sein Sextazeugnis und sollte nach Ende der Ferien nach Wien fahren, um den Wundartzkurs mitzumachen Er war so blutarm, daß er in den Ferien jeden verdienten Kreuzer zusammensparte, damit es zur Reise von Preßburg nach Wien mit der Eisenbahn reichte. Die paar Meilen bis Preßburg wollte er zu Fuße gehen. Er sparte und sparte, es fehlten ihm noch zwei Gulden Nun kam es ans Abschiednehmen. Der junge Student geht zu den wohlhabenderen Verwandten, zur Frau Bas, zur Frau God (Patin), im Kopfe immer den Hintergedanken, sie würden ihm eine kleine Wegzehrung geben und sein Reisegeld vervollständigen Doch niemand gibt ihm etwas, nur die

Frau God einen Silberzwanziger So kommt er ganz niedergeschlagen nach Hause. Und auf dem Weg zwischen Kornfeldern fängt ihn der Bock an zu stoßen, er fängt ein Weinen an, es wird zum Heulen, und so verheult tritt er in die Vaterstube. Sein Vater, ganz erschreckt, fragt ihn aus: „Was ist mit Dir, was ist geschehen, warum bist Du so außer Dir?“ Und nun kommt das große Herzeleid heraus. Ihm fehlen zwei Gulden, niemand hat sie ihm gegeben und wie soll er nach Wien fahren? Der gute Alte nimmt den Hut in die Hand, geht zu einem reichen Brotgeber und bittet um zwei Gulden Vorschuß für spätere Tagelöhnerarbeit.

Die staubige Landstraße wandert der Junge entlang Die Hitze drückte, er war kein guter Fußgänger und er war sehr, sehr müde Eine Zugverspätung hieße für ihn, einen Tag hungern, und als er sich dem Preßburger Bahnhof nähert, pfeift schon der Zug. Der müde Wanderer fängt einen Lauf an, erreicht den Bahnhof, hält außer Atem vor dem Zug, bekommt einen Stoß vom Kondukteur, kommt zu sitzen und der Zug ist schon in Bewegung Dann verschafft ihm der Schaffner die Fahrkarte und er wischt sich den Schweiß vom Angesicht. Und so ist mein Vater zur Universität gezogen.

Mit seinem schönen Zeugnisse verschafft er sich Aufnahme im Theresianum Es wurde ihm freigestellt, als Internist oder draußen zu wohnen und er zog Letzteres vor. Zu diesem Zweck erhielt er vom Staate monatlich zehn Gulden. Vier Gulden konnte ihm sein Vater zuschießen und mit monatlich 14 Gulden hat er schuldenfrei in 4 - 5 Jahren der Wundartzkurs in Wien absolviert. Du genügsamer Vater!

Er war auch hier so fleißig und brav, daß seine Professoren auf ihn aufmerksam wurden. Es war möglich für ihn, sich den Doktor zu verschaffen, wenn er noch nachträglich zum

Maturitätszeugnis gekommen wäre Ich habe vergessen, wie das ermöglicht werden sollte, weiß nur, daß es mit einem geringen Zeitverlust und 200 Gulden Mehrausgaben hätte bewerkstelligt werden können. An diesen 200 Gulden ist dann seine höhere Qualifikation fürs Leben gescheitert. Doch eignete er sich das Wissen an, und das, und seine geschickte Hand, seine natürliche Begabung haben ihm doch die geachtete Stellung verschafft, die er später im Leben einnahm.

Zum allerersten Termin stellte er sich zum Rigorosum, bestand alle Prüfungen sehr gut und „kam nun zum Braten“. Dem Heere als Wundarzt einverleibt, es war die Zeit der Krimkriege, hatte er Gelegenheit, Galizien und später Rumänien zu sehen. Auch war der Kriegsgehalt doppelte Gage, die es ihm ermöglichten, seinem Vater mehr zu tun, als nur die mit ihm gehabten Auslagen zurückzuerstatten.

Acht Jahre war er verpflichtet, dem Vaterlande zu dienen. Durch diese acht Jahre zieht sich auch eine Verlobung, die dann gegen Ende aus gegenseitigem Mangel an weiterem Feuer im Sande verlief und von der er mir nie gesprochen hat. Dagegen hing er mit großer Treue an einer Jugendfreundin, mit der er die Korrespondenz bis zu seinem Tode geführt hat Wir neckten ihn oft, daß wenigstens von ihrer Seite zartere Gefühle mitsprächen, aber er ließ sich in seiner Anhänglichkeit an sie nicht beirren, wenn er auch längst ihrer simplen Denkungsweise entwachsen war.

Und Treue kennzeichnet sein ganzes Wesen. Was er einmal mit Liebe umschloß, und er hatte viel Liebe zu geben, das hat er auch im treuen Herzen bewahrt. Alles im Herzen zu bewahren, nichts zu vergessen und nichts vergessen zu können, wurde ihm aber dann auch wieder zur schwersten Bürde. Und diese Eigenschaft hat er leider auf Kind und Kindeskind mit seinem weichen, guten Herzen mitvererbt.

Seine Jugendfreunde und Freundinnen, seine Geschwister, von denen ihn zuletzt Zeit und Raum vollständig trennten, denn er sah sie in vielen Jahrzehnten nicht wieder, sie alle hat er mit Liebe bedacht und mit den besten viele Jahrzehnte lang correspondiert, bis der Tod sie schied.

Die Bilder seines Wanderlebens als Arzt hat er mit klarem Auge für die Wirklichkeit in ein empfängliches Gemüt aufgenommen. Er lernte nun auch die Menschen in ihren bösen Eigenschaften kennen. Gewappnet für das Böse war er aber nur mit Geduld, Nachsicht und Vernunft. Nie mit Wiedervergeltung, Unterwürfigkeit und Kriecherei. Seine Höflichkeit ging weiter, als bei den gewöhnlich mit mehr Stolz begabten Menschen, aber nie hat er sich erniedrigt eines Vortheiles willen, und nie ließ er sich ungerügt nahetreten. Oft, wenn sein Handeln uns Kindern unverständlich war, die wir in größerer pekuniärer Unabhängigkeit großgewachsen sind und als Muttererbe mehr Stolz in die Wiege mitbekommen haben, mußte ich denken, es hing ihm der Druck seiner Jugend an Seinen edlen Charakter hat mir auch der Servilismus nicht trüben können.

Und eben mit dieser absoluten Höflichkeit, die sich doch nie zu nahetreten ließ, verstand er sich auch im Heere eine durchaus geachtete Stellung zu verschaffen, inmitten von Offizieren, die zum größten Teile dem Hochadel angehörten. Es mag ihm auch eine herzerquickende Unterhaltungsgabe mit dem nötigen Humor gewürzt, mit einem Mundwerk zu Hilfe gekommen sein, das seinen Kameraden über viele öde Stunden des Feldlebens angenehm hinweggeholfen haben wird. Zumal er nie Spielverderber war und mit seinem sonnigen und besonnenen Wesen auch Differenzen zwischen anderen leicht schlichtete und mit seinem gesunden

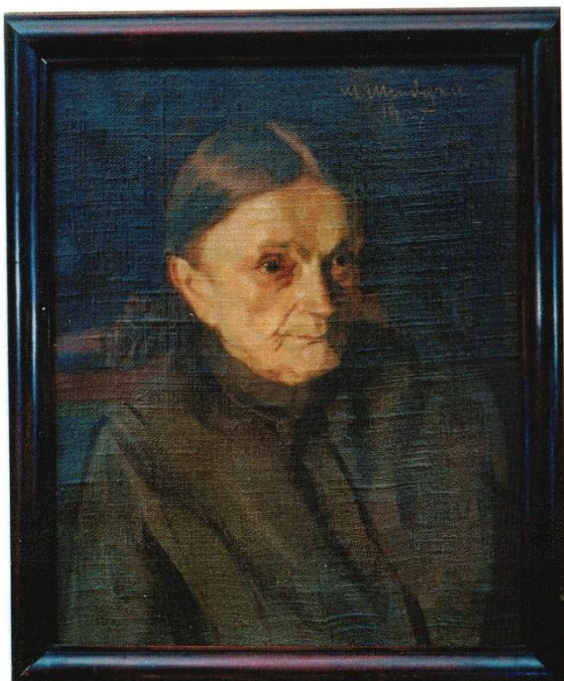
Humor glättete. Nur wo zwei Kampfhähne aufeinanderstießen, mengte er sich nicht ein. Er mag bei seinem lebhaften Temperament schon in Jahren vor meiner Zeit seine Erfahrungen gesammelt haben. Die Lehren, die daraus mir zuteil wurden, haben mir zum Segen gereicht. Ja, ich habe oft Gelegenheit gehabt, an ihn zu denken, wenn ich sie manchmal zu meinem Schaden nicht befolgt habe.

Aus seiner Militärzeit sind mir momentan zwei Episoden in Erinnerung.

In Galizien: Ein Kamerad verkauft ihm in Geldnöten einen Ring um sieben Gulden. Damals hatte er für Edelsteine noch gar kein Verständnis. Er sah, daß es ein schöner Ring war und sein Kamerad Geld brauchte und Geld hatte er. Nun war aber ein Ring auch für ihn etwas sehr nutzloses und obwohl er schön war, schien ihn das Geld dafür zu reuen. Einmal mag er selbst ins Gedränge gekommen sein und so verkauft er den Ring einem Juden um 8 Gulden. Nachher tut es ihm um den schönen Ring leid, er will ihn zurückkaufen, bietet 10, 20, 30 Gulden, der Jude gibt ihn nicht wieder her. Da wußte er erst, welche Dummheit er begangen hatte. Und wenn er am Familientische uns Kindern diese Episode erzählte, da tat es mir, der ich schönen Schmuck sehr gerne habe, immer leid, daß sich der Ring nicht in unserem Familienbesitz befand.

Einmal kam er auf Urlaub in die Heimat. Seine Lieblingsschwester war zur Jungfrau herangewachsen und war nie aus dem Orte herausgekommen. Er will ihr eine große Freude machen und sie für einen bestimmten Tag zu einer großen Festlichkeit nach Wien führen. Er hat die Gelder beisammen und in einer Schublade verwahrt. Im primitiven Haus seines Vaters mag ihm der Verschuß nicht genügend sicher gewesen sein, er nimmt das Geld wieder heraus und legt es an einen besseren Ort aber vergißt diese Handlung total. Es kommt der Tag der Abreise, er geht mit sicherem Tritt auf die erste Schublade zu, sie ist leer. Ein Stutzen und Staunen. Dann beginnt ein großes Suchen. Der Tag vergeht, die Festlichkeit in Wien vergeht und er grübelt noch immer, wohin das Geld gekommen sein mag. Und seine Schwester hat Tränen vergossen, eine Freude ist ihr zu Wasser geworden. Nach einer Woche blitzt es ihm. Es kommt ihm das zweite Versteck in den Sinn, er geht auf dieses los und hat das Geld.

An diese Episode muß ich oft denken und mir über Vererbung den Kopf zerbrechen. So oft ich ein neues Ding dem Haushalt einverleibe, suche ich ihm einen bestimmten Platz. Dieser Platz prägt sich meine Gedächtnisse gleich unauslöschlich ein und ich brauche bei den tausenderlei Dingen eines Haushaltes niemals etwas zu suchen. Nur darf ich mir ja nicht einfallen lassen, vielleicht einen zweckmäßigeren Platz für das Objekt zu suchen. Den zweiten vergesse ich regelmäßig und die Sucherei beginnt und dauert dann solange, bis sich dieser zweite Platz in meinem Gedächtnis besser festsetzt. So hat denn auch gewöhnlich jedes Ding von Anfang an in vielen Jahrzehnten immer denselben Platz in derselben Schublade. So hatte mein Vater für jedes kleine Endchen Papier, Faden oder Kork seinen Platz und sein Besitztum.



Fides Auguste Karoline Thullner geb. Stolz, Witwe von Johann Thullner, den sie 1862 geheiratet hatte, soll im Jahr 1927 beim Betrachten der Arbeit des Malers Martin Mendgen zornig ausgerufen haben: „Wä ich jang und hiesch wor, hot mich nemest gezeichnet. Und nea, dea ich alt und heißlich bän - nea ziechent em mich!“

Überliefert ist ihre Aussage aus dem Jahr 1930, als ihr gesagt wurde, sie habe am gleichen Tag (26.5. 1930) einen Urenkel (Hans Christian Leicht) und einen Urur enkel (Richard Ackner) bekommen: „Mät dem bän ich nemi frengd (uverwandt)“!

In diesen Sachen war wie die Schublade eines Volksschülers in seiner Mannigfaltigkeit, nur in schönerer Ordnung. Denn: „Was größer ist als eine Laus, das hebe auf und trag's nach Haus“ zitierte er immer, wenn wir geneigt waren, über kleine Dinge achtlos hinwegzugehen

Eines schönen Tages im Jahre 1859 war in BIRTHÄLM große Aufregung Die Ulanen, welche dort in Garnison zu liegen kamen, ziehen ein Ihnen sieht ein goldblondes löjähriges, sehr schönes Mädchen zu, die gerne tanzt, läuft, sich unterhält und gescheit und lebhaft ist. Und sie sieht auf einem müden, verstaubten Rosse den Arzt, der unrasiert ist und der ihr sehr garstig vor- kommt.

Dann mögen ja die vielversprechenden Neuankömmlinge Toilette gemacht haben. Und dann mag sich im Verlauf etlicher Zeit, in zwei, drei Jahren, mein Vater das Herz meiner Mutter erobert haben. Sie sagt, sein gottloses Mundwerk hätte es ihr angetan gehabt. Dann kam ein Kampf, ein ernster, um ihren Besitz und er siegte Die Dienstjahre gingen zu Ende, er trat aus dem Militär aus und ward in BIRTHÄLM wohlbestallter Kommunalarzt mit 300 Gulden Bezahlung und dem schönsten, gescheitesten Mädchen als Lebensgefährtin.

Er mag damals wie auf Sprungfedern gegangen sein und gearbeitet haben Ich erinnere mich, wie unermüdlich er einen sehr schweren Dienst, der sich auf viele Dörfer rund um meinen Heimatsort bezog, wo er der einzige Arzt war, wie er den unverdrossen tat. In ihm steckte der

Ehrgeiz, einer anspruchsvollen Frau und deren Sippe Genüge zu tun, nachdem er als minderwertig schwer akzeptiert worden war. In ihm steckte der Ehrgeiz, dieser Frau und seinen Kindern für immer ein sorgenfreies Dasein zu bereiten.

Lieber, lieber Vater! Wie hast Du gearbeitet! Wie hast Du Dich an Deinen Kindern erfreut, wieviel Liebe hast Du allzeit für sie gehabt und wieviel Verständnis für die Kinderseele Es hat nur eines Deiner Kinder Dein Zartgefühl für alles, was Menschenherzen Wehe tun könnte, geerbt, und das ist vor Dir gestorben. Aber in meinen Kindern sehe ich doch dieses Erbe bei zweien, freilich mit der schweren Beigabe des Nichtvergessenkönnens jeglicher Kränkung, die auch von Dir stammt, aber ich danke doch Gott im Herzen, daß diese reiche Gabe Deinem weiteren Geschlechte unverloren ist.

Ja, Du hast gearbeitet und mit Erfolg gearbeitet fast 20 Jahre lang, da kam ein Schlag. Ein böser Zufall machte Dich zum Krüppel, nur 50jährig Und nun kommt ein Martyrium, das niemand zu fühlen bekommen hat von Deinen Kindern, daß Du dieser Kinder wegen getragen hast, bis ein operativer Eingriff es wieder erträglicher machte nach vielen Jahren

Damals in Deinem größten Leiden fragtest Du einen Spezialisten um Rat. Wir waren drei erwachsene Kinder, die alle noch des Vaters so sehr bedurften. Er riet Dir, Du solltest von einer Operation absehen, sie sei lebensgefährlich und Deine Familie brauche Dich Aber unter Schmerzen könntest Du überdauern. Und so trugst Du die Schmerzen, trugst die Bürde eines sehr schweren Hauses auf Deinen Schultern, immer bedacht, auch wenn Du nun weniger verdientest, Euer Alter gesichert zu stellen und Deine Kinder in geachtete Stellung zu bringen Denen standest Du oft verständnislos gegenüber, wenn Du die 1000 gabst, der Du in Deiner Jugend mit 14 Gulden monatlich hausgehalten hattest. Und was Du auch mit allzuvielm Bangen vor einem schlechten Ausgang reifen sahst, Deine Ermahnungen, alle, alle, sie sind uns zum Segen geworden. Immer noch brach der goldene Humor sich Bahn, und Deine oft drastischen Zitate, sie kamen immer zur rechten Zeit und haben sich auch noch den Enkeln fest eingeprägt.

Und als Dein Leiden nun fast unerträglich war, das Morphium schon Deine Nerven zu zerrütten anfang, mit denen Du sie zeitweilig stilltest, da tat die ärztliche Wissenschaft einen Sprung, eine Operation war nicht mehr lebensgefährlich und ward ausgeführt und Du bliebst uns erhalten bis ins hohe Alter

Dein Leben war sehr der Vorsicht anheimgegeben Da fingst Du an, ein Studium aus Dir zu machen. Mit Hilfe Deiner ärztlichen Kenntnis gelang es So bei leidlichem Befinden, die Jahre zu Jahrzehnten zu dehnen Deine eingeschränkte ärztliche Tätigkeit, die Liebe zu Deinem

Garten schützten Dich vor Langeweile und gaben Dir die nötige Freude. Die Kinder waren ausgeflogen, wenn sie kamen, brachten die Enkel Unruhe ins Haus. Doch auch für sie hast Du goldene Worte gehabt und ein Verstehen für ihre Kummernisse. Auch ihnen hat das Großelternhaus Sonnenschein fürs Leben gegeben. Noch immer bricht Dein goldener Humor durch, aber seltener.

Es kommt der Lebensabend. Er bringt Dir noch so viel Schweres Du siehst eins von den drei Kindern sterben und nimmst Anteil, wie zwei Enkeltöchter in der Blüte verwelken Aber nicht das macht Dich so müde, denn der Tod ist Dir ja vertraut, sondern daß die Sorge um das Gedeihen von vier verwaisten Enkeln nun doch auf Dein Haupt zurückfällt. Und daß Du es mit der Verständnislosigkeit und Undankbarkeit eines neuen Menschengeschlechtes zu tun

bekommst und daß Dir der Glaube an die Menschen so sehr zerbröckelt ist. So wartest Du in Geduld auf das Ende und hast nur den einen Wunsch, es möge nicht allzu schwer sein.

So wirst Du mit 81 Jahren schwächer und schwächer Dann kommt ein Fehltritt, ein Sturz in den Brunnen, ein dreistündiges Stehen in eiskaltem Wasser, eine Bergung aus dem Brunnen, ungeschickt und Dir Verletzungen bringend, ein mehrstündiger Todeskampf und das beste Vaterherz hat ausgeschlagen.

Wenn ich ihn in den letzten Jahren besuchte, gewöhnlich zweimal im Jahr, dann wollte er mich in seiner Art streicheln. Und er sagte mir: „Mein Kind, Du bist dasjenige, das mir in seinem ganzen Leben nie auch nur eine Stunde Sorge gemacht hat.“ Wie haben mich diese Worte aufrecht erhalten und gestärkt, das Leben zu tragen!

Wenn er mich in Aufregung sah, weil ich die Geschehnisse nicht ganz nach meinem Willen lenken konnte, dann sah er mich an mit seinem stillen Lächeln und legte seine Hand auf meine (wie ähnlich wird meine ihr nun) und sagte: „Nur Ruh’ mein Kind, nur Ruh!“ Und wird nicht vieles rascher und glatter, wenn man diese Worte öfter beherzigen sollte?

Seine goldenen, goldenen Worte! Unserem unruhigen, unsteten Geschlecht!

„Erst besinnen, dann beginnen!“

„Was Dich nicht brennt, das blas nicht!“

„Jeder soll vor seiner Tür kehren, wir sollen den Splitter nicht in des anderen Auge sehen!“

Wie oft hat er es uns zugerufen, wenn wir gar zu sehr zu Gericht saßen. Mir kommen die schönsten nicht in den Sinn, denn sein Gedächtnis für Zitate habe ich nicht geerbt, höchstens, daß ich sie, wie er auch, nie wortgetreu weiß, wenn mir eines haften bleibt. Meine Mutter brachte das auch bei ihm immer in Verzweiflung. Aber einen Spruch möchte ich gerne zum Schlüsse aufschreiben, sobald ich den Zettel mit seiner Schrift finde Ich las ihn auf, nach seinem Tode, es mag der Sinn ihn in den letzten Lebenstagen beschäftigt haben.

Die Uhr - das Leben

I Beginnen - II Wollen - III Lernen - IV Gehorchen - V Lieben - VI Hoffen - VII Suchen - VIII Leiden - IX Warten - X Verstehen - XI Entsagen - XII Enden.

Und von seinen goldenen Worten:

Was für Leute sind’s denn, die wir tadelnd eigensinnig nennen? Jene, denen unsern Sinn wir nicht zu eigen machen können.

Das Wort Ruhe soll es für Dich nicht geben. Stehe für Dein Recht und dulde keine Unterdrückung.

Sei kein Feigling, hilf den Schwachen, achte und liebe die Gerechtigkeit.

Denke, daß alles Gute der Welt das Produkt der Arbeit ist. Wer das Gute in der Welt genießt, ohne zu arbeiten, raubt dem Fleißigen seine Rechte.

Du bist nicht unglücklich, solange Du glücklich machen kannst.

Auf immer verloren ist das, welchem wir selber entsagen. (Deak)

Er sammelte bis in sein hohes Alter alles, was seiner Denkungsweise und seinem Gemüte zusagte. Auch ich habe einige flatternde Papiere, zum Abschreiben gebracht mir die Geduld. Vielleicht kennzeichnet das hier Geschriebene ihn einigermaßen. Doch müßte noch das Drastische mehr zu Worte kommen, aber das widerstrebt mir.

Er hatte seinen Militärkragen um und saß auf müdem Bauerngaule. Ich war ein Kind von vielleicht sechs Jahren. Wir sahen ihn fortreiten nach einem ziemlich entfernten Dorfe, wohin er zu einem Schwerkranken gerufen worden war. Dabei hatte er ein anderes Dorf zu passieren. Wir erwarteten ihn gegen Abend zurück.

Draußen breitete sich eine weiße Schneelandschaft aus, die Gegend ist walddreich und Wälder waren zu durchqueren. Der Abend kam und die Dunkelheit, Vater kam nicht. Wir saßen um den Familientisch, unsere besonnene, starke Mutter fing an zu bangen und wir Kinder bangten mit. Der Druck in mir war so arg, daß ich diese harmlos verlaufene Szene nicht vergessen kann. Dann vermutete Mutter, es könnten ihn Wölfe attackiert haben und in ihrer Herzensangst stattete sie einen Knecht mit der Laterne aus, den ich in der Dunkelheit im Schnee stapfend noch verschwinden sah. Und eine halbe Stunde später sehe ich meinen Vater verschneit, vereist vor mir stehen, strahlend vor Freude über das warme Daheim und über tüchtig geleistete Arbeit. Denn da es eine Zeit der Erkältungen war, hatte man ihn im ersten Dorfe fast von Haus zu Haus gerufen, dann im zweiten ebenfalls, und so war es spät abends geworden, bis er auf seinem Gaule den Weg wieder heimwärts genommen hatte.

*

Ich sehe ihn älter im Verkehr mit Großvater. Das Verhältnis zueinander hat sich nie zu einem herzlichen gestaltet. Dazu waren ihre Naturen zu verschieden. Auch konnten wohl beide Männer nicht vergessen. Der Alte, daß er ihn zum Schwiegersohn hat nehmen müssen, der Junge die angetane Kränkung. Ihre Naturen waren so total verschieden, doch war der Vater immer äußerst ehrerbietig im Verkehr mit dem Großvater, und dieser nahm es als eine ihm gebührende Achtung hin.

Nun waren stürmische Zeiten über die Familie hinweggebraust. Großvater hatte sich in seiner Spekulationswut in Börsenspekulationen eingelassen, hatte so viel verloren, daß unter diesem Schlage das schöne große Vermögen in die Brüche ging. Natürlich wurde dadurch auch den Kindern durch viele Zukunftspläne ein Strich gemacht. Und obwohl mein Vater sich im Gedanken, nie von jemandem abhängig sein zu wollen, schon selber eines gesicherten Einkommens erfreute, das unsere Kindheit zu einer sorgenlosen und sonnigen machte, so war meine Mutter als dereinstige reiche Erbin immerhin für unsere bürgerlichen Verhältnisse in jeder Beziehung verwöhnt worden. Und nun, da ihr jahrelang ein großes Vermögen vorgeschwebt hatte, war es nichts damit.

Die zwei Männer kamen in unerquicklichem Gespräch über die eben sich ungünstig entwickelnden Geschäfte aus dem Garten die Straße entlang. Der Alte grimmig beherrscht, denn des Jungen Vorhaltungen seines unklugen Gebarens wegen trafen seinen Stolz empfindlich. Und er sagte in seinem Stolze über sein Handeln: „Das Gute liegt im Willen, nicht in der Tat. Da antwortete mein Vater: Auch ich habe in der Schule einen zu beherzigenden Spruch gelernt: Alles, was du tust, tue mit Bedacht und bedenke das Ende.“

Das Ende aber dieses Zusammenbruchs war ein noch langjähriges Leben in tiefer Zurückgezogenheit des einst so mächtigen und stolzen Mannes, aber frei auf seiner Erde, die er aus dem Zusammenbruch gerettet hatte. Dort hat sein hoher Geist mit viel Fassung das Schwere seines Sturzes getragen, indem er als Bauer lebte, von wo er den Ausgang genommen hatte. Und 90jährig starb er gesund und rüstig bis zuletzt am Herzschlag beim Sprung über einen kleinen Graben.

Mein Vater konnte ihm nicht gerecht werden. Sie waren zu verschieden. Großvater mütterlicherseits war herrischer Natur und im Charakter mit vielen Fehlern und Härten. Aber an Geist und Intelligenz, an Rednergabe und Art des Auftretens der Überlegene. In seinen Ideen war er scharfsichtig, in der Ausführung war er unpraktisch, deshalb seine Mißerfolge.

Mein Vater war dagegen praktisch jeder Zoll, mit so gesundem, klarem Blick bedacht, daß, unterstützt durch seinen Beruf, er sich zu einem der besten Menschenkenner entwickelte. Und in den Tiefen und Untiefen einer Menschenseele zu lesen, hatte er in seinem kleinen Kreise so gelernt, daß er fast immer im Vorhinein wußte, wie einer oder der andere bei den Geschehnissen unseres kleinen Ortes handeln würde. Von den Frauen dieses Ortes wurde er geschätzt und geliebt. Bei den meisten war er der Vertraute ihrer Nöte, überall hatte er einen guten Rat, wo man ihn darum bat, und da das Herz und der Verstand daran beteiligt waren, bewährte er sich auch immer. Die Kinder hingen ihm an. Wenn er aus seinem Garten den Heimweg antrat, so kamen aus Haustüren und Toren die kleinen Mädchen, meist krausköpfig, blond, blauäugig, etwas verschüchtert und verschämt auf den grauhaarigen alten Herren zu und grüßten so erwartungsvoll. Dann gab es ein liebes und lustiges Wort, ein Kichern von den Kindern und dann kam aus einer Rocktasche ein Apfel, eine Birne, etwas Gutes zum Vorschein und die Kleinen gingen befriedigt ihres Weges. Er kannte sie ja alle.

Er hatte die Eltern großwachsen, die Großeltern begraben sehen und hat zuletzt 50 Jahre im Orte treu gewirkt. Da kann einer schon müde werden. So grauhaarig, auf seinem Gartenwege nach 10 bis 20 Schritten stehen bleibend und diesen und jenen ansprechend, auf einen Stock gestützt, etwas breitspurig und unsicher gehend, ist er viele Jahre eine markante Erscheinung meines Heimatortes gewesen. Denn sein Leben verlief zuletzt wie ein gutgehendes Uhrwerk und das hat ihn auch zu solch hohem Alter gebracht.

Wenn ich dann so selten zu den kurzen Besuchen kam, gesellte ich mich gerne zu ihm zum gemeinsamen Gartengange. Es war für junge rasche Füße eine ziemliche Aufgabe, seinem Gange und dem vielen Stehenbleiben sich anzupassen, aber es war eine Entschädigung, seinen Stolz auf die neben ihm gehende Tochter zu sehen und selbst die Beobachtung zu machen, wie freundlich ihn die Leute grüßten und ihm Rede standen, wenn er mit fast jedem einige freundliche Worte zu wechseln hatte.

Und dann sein Garten. Die Nutzpflanzen waren die Hauptsache und sie waren tadellos gezogen, aber darum herum blühte es und grünte es von allen möglichen Blumen, oben an die Rosen, die vielen Rosen, die zum Zerbrechen voll Blüten hingen. Er liebte es nicht, sie zu brechen, und, als wir mit der Schwester noch junge Mädchen waren, konnten wir uns am Sonntag mit den schönsten schmücken, ohne daß er ein Wort verlor. . Dann kamen die jüngeren Mädchen an die Reihe, wir waren als Frauen auswärts und er rief sie zur Rosenzeit in den Garten und schmückte sie. „Dir diese rosa Knospe und die weiße, dir die blutrote aufgeblühte“, so verteilte er seine Rosen, und die weiß-rosa Knospe hatte ein zart-weiß-rosablonde Mädchen bekommen, die rote aber eine temperamentvolle dunkeläugige schelmische Braune. Von ihm stammen die

vielen schönen Rosen in den Gärten meines Heimatortes her. Zuerst veredelte er sie selber den Leuten, bei denen er als seinen Patienten aus und ein ging, nur aus Freude an dieser Arbeit und ihrem Gedeihen, und dann, als die Leute selber die Freude an den schönen Rosen hatten, lernten sie auch von ihm die Veredelung. Jetzt gibt es fast keine Gärten bei uns, wo nicht die schönsten Marschalnien und Laffancerosen blühen.

Wenn sich nur einmal noch meine Stimmung so klären sollte, daß ich für meine Kinder und Enkel niederschreiben könnte, was mein Leben ausgemacht hat. Denn leider hat dieser furchtbare Weltkrieg uns nun schon über vier Jahre so zermartert, daß es fraglich ist, ob ich aus der Vergangenheit noch ein wahrheitsgetreues Bild entwerfen kann, das nicht vom Pessimismus der Zeit allzusehr gefärbt ist. Und nun kommen so ganz andere Zeiten für die Nachgeborenen, und für die, so zu jung waren, der vorigen Zeit im Gedächtnis noch ein Bild zu wahren, wird vieles so erscheinen, als ob vor Jahrhunderten solch Leben gewesen sei. Und doch trennen mich von meiner Jugend nur noch 35 Jahre und damals war ich siebzehn alt.

Was vorher war, war eine sonnige, warme Kindheit. Wohl war ich in meiner jüngsten Kindheit viel krank, ich mußte mich durch einige Epidemien durchfressen und besonders vom fünften bis siebenten Lebensjahr litt ich schwer unter den Nachwehen eines Keuchhustens.

So saß ich denn fast ohne Unterbrechung ein halbes Jahr im verdunkelten Zimmer mit einem schmerzhaften Augenleiden behaftet. Ein geduldiges Kind, das so froh war, wenn der grüne Schirm vor den Augen manchmal gelüftet wurde und das Stechen in den Augen nicht gar so unerträglich war und man wieder sehen durfte.

Mein guter Vater kurierte mich mit kundiger Hand, und was an Sorgfalt an mich verschwendet werden konnte, geschah. Sie fütterten mich so lange mit Beefsteaks und Kraftsuppen, bis auch die letzten Spuren einer scropholosen Augenentzündung überwunden waren.

Nun hieß es, die versäumte Schule nachholen. Da wurde mir beim Herrn „Colaborator“ eine extra Privatstunde gesichert. Er war ein schwacher Lehrer. Ich aber lernte leicht und gern. Und wenn ich dann zum Mittagläuten aus seiner ungemütlichen Privatwohnung entlassen wurde, so schlenderte ich über den Markt meines Heimatortes und drehte im Schnee eine Lawine, bis sie so hoch war wie ich und ich sie im Weg stehen lassen mußte. Ich hatte feuerrote Wangen und Hände von der Winterkälte, genoß unbewußt die Schönheit meines Heimatortes an solchen schneeweißen Wintertagen und freute mich meines Daseins. Auch nahm ich immer noch einige Schleifen mit, so daß mein Vater mit inniger Freude über meinen Scheitel strich ob meines gesunden Aussehens und Gedeihens. Hier war ich allein. In der Schule aber gesellte ich mich zu den Buben und Mädeln und wir frequentierten die langen Schleifen des Marktes abwechselnd. Dann überraschte uns oft die Dunkelheit im Vergnügen und um nicht nach Hause gehen zu müssen, was weiter war, kehrte ich bei den Urgroßeltern ein, die am Marktplatze wohnten. (Martin Orendi und Regina geb. Wagner).

Das Urgroßelternhaus war so recht gemütlich. Das Zimmer hell und freundlich mit dem grünen Kachelofen, wo es nach Bratäpfeln roch. An der Wand tickte die Schwarzwälder Uhr. Die Möbel waren jedes einzelne ein Kunstwerk der damals tüchtigen Meister unseres Ortes. Sie standen für die Bedürfnisse des Urgroßvaters bequem geordnet im hellen, geräumigen Zimmer und die Alten saßen sich gegenüber am Fenster und sahen dem Treiben auf dem Marktplatze zu. Immer kam man ihnen zur Freude, war es Vor- oder Nachmittag, immer fand man offene Arme bei der Urgroßmutter.

Wir waren drei Geschwister und schon die Mutter war ihre Lieblingsenkelin Auch bei uns drei Geschwistern gab es einen Unterschied in der Liebe. Ich weiß, daß mein Bruder als der Älteste, von beiden der erklärte Liebling war. Ich weiß, daß meine Schwester, ein Jahr älter als ich, auch noch bevorzugt wurde, aber ich wußte das nur, nachdem ich mit gereifterem Verstande ins Leben sah Damals in meiner Kindheit habe ich das nicht empfunden. Im Gegenteil! Man gedieh so gut bei der sonnigen Urgroßmutter Sie hatte so viel Verständnis für alle kleinen Leiden. Sie nähte uns Puppen und half uns Perlen reihen, kleine feine Perlen, die wir diesen Fetzenpuppen als Schmuck umhingen. Auf ihre alten Augen setzte sie eine große Brille, und ward die Arbeit die Arbeit an dem Tage nicht fertig, und seufzten wir unter der Schwere derselben, dann versprach sie uns, die Schnur bis zum nächsten Tage fertig zu machen. Nie wurden wir enttäuscht. Immer begrüßten wir mit großer Freude die Dinge, die unserer warteten Jedenfalls meine Schwester und ich.

Mein Bruder ging extra Wege Er war im Urgroßelternhaus vielleicht noch mehr zu Hause als wir. Aber er suchte sich andere Tageszeiten aus, besonders die Mahlzeiten, wo wir fein ordentlich zu Hause sein mußten. Er aber fragte sich dann oft herum nach dem Speisezettel bei Urgroßeltern, Großonkel und zu Hause. Und wo er ihm am besten schien, lud er sich zu Gaste. Ein gern gesehener Gast: Lebhaft und gescheit, mag er den Alten die Garantie für eine vielversprechende Zukunft gegeben haben. Sie setzten große Hoffnung auf ihn, haben es aber nicht mehr erlebt, in ihm einen unserer bestgeachteten Stützen der Landeskirche, geistig hochragend, arbeiten und wirken zu sehen.

Wir zwei Mädels aber waren die Nestkücken. Mit unseren Puppen und Spielzeug stellten wir täglich das Urgroßelternhaus auf den Kopf Die Spielsachen lagen im Wohnzimmer in einer Schublade Da gab es dann aber noch feinere Spielsachen Die hielt Urgroßvater unter Verschuß, im anderen Trakt der Wohnung, der mit etlichen schweren Eisentüren und Wertheimschlössern wohlverwahrt war. Nicht wegen unserer Puppen, sondern wegen einem großen eisernen Geldschrank, der einmal Gegenstand eines Diebsattentats gewesen war und seither so sehr bewahrt wurde. Sogar die Fenster hatten in diesem unbewohnten Trakte Eisengitter bekommen. Altväterliche, verzierte, was ihnen wohl das Ungemütliche einer solchen Sache etwas benahm.

Waren wir nun manchmal unsere Alltagsspielsachen satt, so wurde Urgroßvater gebeten, die anderen hervorzuholen Für gewöhnlich fand er eine Ausrede, wenn ihm das Aufsperren aller Schlösser zu viel war. Aber manchmal munterte ihn Urgroßmutter auf, wenn sie nichts mehr mit uns anfangen konnte, und dann kam etwas Neues, interessantes in unser Leben Wir durften mitgehen und uns unsere Staatspuppen selber holen. Dann gingen wir stumm und fast auf Zehen durch alle Zimmer und blieben im vordersten zuerst vor dem großen Glaschrank stehen, alle Herrlichkeiten zu betrachten. Es war hauptsächlich sehr schönes altes Meißner Porzellangeschirr. Aber in der Mitte prangte ein großer silberner Pokal mit einer Inschrift, die sich auf der Alten goldene Hochzeit bezog. Dazu waren noch silberne Tassen und Kaffeekannen, die uns sehr imponierten Ihre Schönheit ist mir später noch mehr zum Bewußtsein gekommen. Hatten wir dann unsere Staatspuppen, so zogen wir fröhlich aus dem verdunkelten Trakt wieder in Urgroßmutter's sonniges Wohnzimmer und spielten nun zur Abwechslung mit den schönen großen Puppen.

Kam der Abend und wir waren müde, so nahmen uns Knecht und Magd Huckepack und brachten uns den Eltern heim. Meine Urgroßmutter mag aber noch das befriedigende Gefühl

gehabt haben, meiner jungen, schönen und verwöhnten Mutter das Leben etwas erleichtert zu haben, indem sie ihr die Sorge um die Kleinen abnahm. So wurde ich neun Jahre alt. Da kam eine Zeit, wo Urgroßmutter schwer leidend wurde und dann 75jährig starb. Man weint in dem Alter wohl mehr, weil man die Mutter weinen sieht, der Schwere eines solchen Verlustes ist man sich nicht bewußt.

Das Sonnigste meiner Kindheit ist mit meiner Urgroßmutter entschwunden, das Sorgenloseste und Beschützte in meinem Leben. Alle anderen stellten schon Forderungen an den kleinen Menschen. Sie allein ließ uns gedankenlos spielen und genießen und sah uns mit ihrer abgeklärten Heiterkeit lächelnd zu. Ich kann mich nicht erinnern, daß dort an uns erzogen worden wäre, noch, daß es nötig gewesen wäre. Aber wohl kann ich mich erinnern, daß der Urgroßvater gegen mich einmal ungeduldig war, woraus ich schließe, ich muß einen unartigen Tag gehabt haben und ihm auf die Nerven gegangen sein. Denn er griff sogar zum Lineal und markierte mehr als verabreichte mir einige Hiebe. Solche Kränkung und solcher Kummer! Auf den Divan verwiesen, schlief ich dann auch richtig ein, und als ich mir die Augen rieb, war Schwesterchen fort, die Lampe brannte spät und ich wurde mit Lachen als Langschläfer begrüßt und alles war vergessen. Nun kam ich allein Huckepack nach Hause.

Nach dem Tode meiner Urgroßmutter kam eine Veränderung in unser Leben. Die Großeltern lebten auswärts und meine Eltern zogen in das Haus ein, um den Urgroßvater zu betreuen. Und es kamen zwei sehr schwere Jahre. Denn wohl hatte Urgroßmutter vorausgesagt, es würde mit dem Alten noch ein rechtes Kreuz werden, die Fernerstehenden konnten nicht so schnell wie sie bemerken, wie bei ihm die zweite Kindheit eingebrochen war. Es verfiel ein scharfdenkender und starker Geist nun zusehends und wie sich die Altersschwäche immer mehr geltend machte und infolge der Geistesstörungen auch das körperliche Leben sich abnorm gestaltete, so erwuchs der Umgebung eine schwere Last. Wir Kinder waren ja nur Zuschauer auch hierin. Wir gingen gedankenlos unsere Schulwege und gewöhnten uns an das Absonderliche des Alten. Doch zweierlei ist mir aus der Zeit in Erinnerung geblieben.

Als Urgroßvater anfang, Tag und Nacht zu verwechseln und gebieterisch, wie er gewöhnt war, um 7 Uhr früh das Mittagessen forderte, da klagten die auch in Birthälm wohnende Tochter, unsere Großtante, wie auch mein Vater, der zu Besuch gekommenen Großmutter, der Lieblingstochter des Alten, ihre Schwierigkeiten und große Not. Die Großmutter mag nun verletzt gedacht haben, es mangle hier an gehöriger Liebe und Geduld, genug, sie zeigte kein Bedauern sondern erklärte, sie wolle den Alten in Pflege nehmen. Mein Vater ist von jeher gegen solche Strömungen empfindlich gewesen und sagte etwas verletzt: Bitte, es zu versuchen.

Darauf wurde dem 81jährigen kindischen Alten zugemutet, nach Mediasch zu übersiedeln, denn dort sollte es ihm besonders gut gehen. Die Lieblingstochter unterzog sich der Mühe, ihm das klar zu machen und hatte ihn endlich so weit, daß er einwilligte. Darauf zog die Großmutter heim, das Haus darauf einzustellen und den nächsten Tag sollte mein Vater den Alten bringen. Wie und warum ich mit von der Partie war, und ob des Vergnügens halber, weiß ich nicht.

Es war ein wunderschöner sonniger Junitag. Die Vögel sangen so schön frühmorgens, mein Vater sprach so vernünftig auf den Alten ein, der nickte und stieg in den Wagen und wir fuhren ab. Der Alte sah so aufgefrischt beim Vorbeifahren auf die schöne grüne Saat, er sah den schönen dichten Wald, den sein Gegenvater als Reichsdorfer Richter angebaut hatte, und dieser Mann lag nun schon zehn Jahre im Grabe. Das alles wurde in der Erinnerung aufgefrischt, ich

sah, wie mein Vater sich über des Alten geistige Regsamkeit freute. Wie warm wurde er im Heim der Tochter begrüßt: „Nun Vater sollst Du Dich wohl fühlen und sollst es so gut haben.“ Wir zogen jedoch am Abend mit meinem Vater beklemmt nach Hause, der Alte sah uns so traurig nach.

Nun war es bei uns etwas leer. Alles ging den nächsten Tag der Arbeit nach, niemand war zu betreuen und der Garten beschäftigte die Hausbewohner. Das Wohnhaus war am Nachmittag abgeschlossen, das Tor zum Hof jedoch offen, denn gute Nachbarn sorgen schon dafür, daß nichts hinausgetragen wird. So kam am Spätnachmittage die ganze Familie aus dem Garten nach Hause. Da sitzt auf der Schwelle seines Hauses der alte Urgroßvater mit dem Kopf auf die Hand gestützt und wartet, daß jemand komme und ihm die Tür aufmache!

Ich muß sagen: trotz der großen Überraschung war alles tief bewegt. Es gab ein Fragen, aber nichts war zu erfahren, als daß der Alte „heimgewollt“ hatte. Dann kam auch die Großmutter herbei. Sie hatte ihren Vater abgesetzt und war zu ihrer Schwester gegangen, um ihr den Vorfall zu erklären.

Als wir von Mediasch fortgefahren waren, hatte den Urgroßvater eine furchtbare Unruhe gepackt. Und nun war das ein fortwährendes Verlangen, die ganze Nacht hindurch, er wolle nach Hause. Im Großeltemhaus hat man in dieser Nacht kein Auge zugetan. Nicht einmal die Versicherung, sie wollten in der früh gleich anspannen, hatte dem Alten den Schlaf gebracht und infolgedessen der Umgebung auch nicht. Meine Großmutter kannte aber von da an die Aufgabe meiner Eltern und schwieg wohlweislich.

So kam ein Johannistag heran, so heiß, wie ich ihn selten erlebt habe. Er war in unserer Familie dem Vater zu Ehren ein Feiertag, der viele Gäste ins Haus brachte. Es war sein Namenstag. An diesem Namenstage lief wegen der vielen Gäste alles im Hause geschäftig umher. Nur meine Schwester und ich, 12 und 1 ljährig, betreuten den Alten. Der ließ uns plötzlich den Vater rufen. Und nun erklärte der Alte, man solle ihm Feuer ins Zimmer machen, denn er friere. Wir waren alle starr. Vater suchte ihm zuerst den Wusch auszureden. Das half nicht. Also wurde befohlen, Feuer zu machen. Da meine Schwester und ich im Zimmer bleiben mußten, dachten wir, wir vergehen vor Hitze. Denn so ließ sich der Alte einheizen. Man hat uns nicht allzu lange in der Qual gelassen und uns das Hüteramt abgenommen. Doch bleibt mir dieser Johannistag im Gedächtnis als letzte Station auf dem Lebensweg eines Ehrenmannes. Denn nun kamen noch zwei Wochen eines Abwelkens und dann der Tod als Erlöser für den müden Alten, aber auch für die Umgebung.

Aus der Zeit meiner Urgroßeltern muß ich noch einiges Charakteristisches zufügen. Sie hatten sich in einem langen, arbeitsamen Leben zu großem Wohlstande emporgearbeitet. Sie hatten nur die erwähnten zwei Töchter. Die Älteste war an meinen Großvater verheiratet und sie lebten in Mediasch. Doch war dies den Alten besonders schmerzlich, da sie sehr an dieser Tochter hingen. So warteten sie denn an den großen Feiertagen, ihre Mediascher Kinder sollten zu Besuch kommen, zumal sie nicht mehr über Hattert zogen.

An diesen großen Feiertagen aber war es bei uns Sitte, sie besonders festlich zu begehen. Mein Urgroßvater war viele Jahre Kurator und ein religiöser Mann. Meine Urgroßmutter konnte wegen ihrem Atem die Kirche, die auf einem Berge liegt, nicht mehr besuchen. Kam nun aber der erste Weihnachts-, Oster- oder Pfingsttag heran, so wurden wir Kinder alle in große Gala gesteckt und gingen zu den Alten, glückliche Feiertage wünschen. Auch zu ihren Namenstagen und noch zu Neujahr.

Bei dieser Gratulation, die uns vorher einen Tag Schweiß gekostet hatte, denn wir mußten den Glückwunsch schriftlich überreichen, damit der Alte unsere Fortschritte in der Schule sehe, erhielt dann jedes Kind einen blanken Taler. Die größeren aber, die ihre Sache besonders gut machten, bekamen deren zwei. Und so hat sich dieses Ereignis meinem Gedächtnis eingepägt, daß ich selten einen Reginen- oder Martinstag vorübergehen lasse, ohne der lieben Alten lebhaft zu gedenken. Hatten wir uns an diesem Silbertaler genügend gefreut, so wurde er in die Sparkasse versorgt und wir hatten zeitweilig das Vergnügen, diese kleine gußeiserne Kasse schüttelnd auf ihren Inhalt prüfen zu dürfen.

Unser Vater hütete diese unsere Schätze, bis wir erwachsen waren Und ich nahm mit 16 Jahren all dieses schöne blanke Silbergeld, dieselben Taler, die von den längst Verstorbenen herührten und tauschte sie um eine schöne goldene Uhr für meinen heißgeliebten Bräutigam ein Doch hatten sie ursprünglich wohl den Zweck, uns die Freude am Sparen und am Besitz zu erwecken. Zu meinem Leidwesen muß ich gestehen, daß diese Gabe, die die Alten in so hohem Maße besaßen, schon in der ersten, geschweige denn in der dritten Generation bedeutend verblaßte, ja erstarb Die Alten waren als blutarme Anfänger wohl gezwungen gewesen, den Wert des Geldes hoch einzuschätzen; denn der Urgroßmutter lag der Geiz nicht, dazu war sie zu gutherzig Der Urgroßvater hatte mit riesigem Fleiß sein erstes Geld erspart, aber später brachten ihn glückliche Weinspekulationen hoch und mit dem Besitz wuchs in ihm die Freude am Geld selbst. Die Urgroßmutter hatte hauptsächlich immer Freude die Freude daran, damit ihre Kinder glücklich zu machen und zu beschenken Bloß im Hause blieb sie bis an ihr Lebensende einfach, fleißig, sparsam und ordentlich Ich habe selten einen so wohlgeordneten Haushalt gesehen, wo auch bei ihrem hohen Alter alles wie ein Räderwerk ineinandergriff.

War an den hohen Feiertagen dann das herzbeklemmende „Gratulieren“ erledigt, so freute man sich auf den Festschmaus. So lange die Urgroßeltern noch rüstiger waren, versammelten sie am ersten Feiertage die ganze Familie bei sich. Es waren dies: die in Birthälm lebende Tochter, Schwiegersohn und zwei Enkelsöhne. Meine Mutter, Vater und die drei Urenkel Meine Großeltern in Mediasch und zwei jüngere Kinder von ihnen, uns Urenkeln fast gleichaltrig, denn meine Mutter war 16 Jahre lang einziges Kind So kam es, daß zwei Enkelkinder und drei Urenkelkinder fast gleichaltrig den Familientisch riesig belebten Ein Enkelsohn und eine Enkeltochter im Backfischalter sich aber lustig bekriegten.

War nun der Alten Herzenswunsch erfüllt und die Mediascher erschienen, wozu man oft stundenlang mit dem ganzen Festschmaus wartete, dann gab es eine reiche Tafel mit Suppe, Vorspeise, Braten, Cremes und Torten, mit Obst und den auserlesensten Weinen. Es herrschte eine ernste aber animierte Unterhaltung, gedämpft durch den Respekt vor dem Alten Unten aber waren wir Jungen lebhaft und fröhlich, fast ausgelassen. Aber immerhin alle zu wohlgezogen, um je unartig zu werden und das Fest zu stören.

Den zweiten Feiertag wiederholte sich das Festessen bei Großonkels und dann zogen die Großeltern wieder heim. Oft auch wurden sie umsonst erwartet. Großmutter, die jedenfalls lebhaft wünschte, zu kommen, hatte sich angesagt. Großvater jedoch, dem mit dem Alter die Gemütlichkeit abhanden kam, geruhte anders zu bestimmen. Dann warteten die armen Alten seufzend auf ihr Lieblingskind, bis der Braten drohte, zu vertrocknen (es war oft ein knuspriges Spanferkel) und setzten sich enttäuscht zu Tische - was aber die Stimmung nur anfangs beeinflusste, nachher brachten Weine und Essen alles in fröhlichen Gang.

Als dann die Alten der Bürde eines solchen Festes müde wurden, kamen Großtante an die erste Reihe, mein Elternhaus in zweite Reihe. Diese etwas beschwerliche Sitte, wo bloß wir Kinder zu vollem und ganzem Genießen kamen, hörte später ganz auf. Doch knüpfen sich so schöne Erinnerungen daran. Obwohl die Gefahr, sich zu überfressen, sehr groß war, denn wir waren nicht immer streng beaufsichtigt, weil die Erwachsenen auch zu ihrem Rechte kommen wollten, kann ich mich doch nicht erinnern, daß je eines von uns Kindern erkrankt wäre. Aber auf einen Ostertag, wo die Jungen recht angeheitert zum Festessen kamen und die ganze Gesellschaft in Atem hielten mit ihrem vom Wein durchgeistigten Geschwätz, auf den erinnere ich mich wohl. Doch ging auch da alles glatt vorüber, nachdem man die Knaben zum Schlafen gebracht hatte, trotz ihrer immer wieder betonten Versicherung, sie seien nicht besoffen.

Zu diesen Erinnerungen aus meiner Urgroßeltemzeit und kurze Zeit hernach kommen noch die Winterabende im Familienkreise, wo bei Tee und gutem Obst die Alten im Wohnzimmer ihre Tarockpartie machten und wir jungen mit den abgespielten Karten im Nebenzimmer oder in der Küche es den Alten nachmachten. Und ich war noch nicht 10 Jahre alt und spielte mein Tarock wie die geriebensten Spieler, schrie, wenn mein Bruder und Cousin mir den Pagat abspenstig machen wollten oder den 21-er wegfingen, und freute mich wie ein Schneekönig, wenn mir dieses gelang und ich ihnen an einem langen Winterabend 10 Kreuzer abgewann. Es sind nun 40 Jahre her. Noch jetzt gehe ich durch Schullertantes Küche nie, ohne dieser Abende zu gedenken und sie ist jetzt 92jährig und einer Mumie gleich, auch in Wesen und Gemüt kaum mehr menschenähnlich.

Ein Winterabend mit Glockengeläute und Weihnachtsstimmung. Heiliger Abend. Unser Lehrer (wir hatten Privatschule) hielt es für überflüssig, Ferien zu geben. Sowieso hatten wir täglich bloß eine Stunde und waren sonst Freiherren. Und nun hatte sich die letzte Stunde vor Weihnachten auf den Nachmittag verschoben (den Grund habe ich vergessen). Jedenfalls war es ungewöhnlich, daß man in der Abenddämmerung des Weihnachtsabends durch verschneite Gassen an Friedhofsmauern vorbei geht, die Weihnachtsmänner mit langen Bärten vorbeihuschen sieht, einen Sack mit Äpfeln und Nüssen auf dem Rücken, eine Schelle läutend und zwei verschüchterte Kinder, meine Schwester und ich den Weg diesmal ungewöhnlich lang fanden. Auch ist mir das Schöne des Abends erst später bewußt geworden, damals wiegte die Bangigkeit besonders über

Vor Weihnachten 1921

Zufällig kommen mir meine Aufzeichnungen in die Hände, die so sehr Bruchstücke geblieben sind, denn vieles hat sich dazwischen gedrängt und mir Zeit und Stimmung zum Schreiben genommen. An mir wurde eine heimtückische Krankheit entdeckt, ich bin operiert worden und lebe nun weiter halb und ganz gesund, und dann habe ich unseren lieben Tata in seiner schweren Krankheit gepflegt und sterben sehen und begraben. Nun ist auch darüber ein Jahr vergangen, seelisch das schwerste meines Lebens.

Es sind mir gerade in diesem Leiden die Rückerinnerungen so sehr und so klar lebendig geworden, daß ich oft in Stimmung war, zu schreiben und nun das Schöne festzuhalten, was er mir in das Leben gebracht hat. Dann fehlte mir die Zeit. Ja, ich weiß nicht, ob nicht auch dieses nur ein Fragment bleibt. Denn selten bin ich in der abgeklärten Stimmung, eine Jugend- und Brautzeit so zu schildern, wie ich sie damals empfunden habe, mein jetziges Leben macht es mir schwer, die Zeit wieder lebendig werden zu lassen.

Nach der geschilderten Kinderzeit mit ihren einzelnen im Gedächtnis haftenden Episoden kam eine Jungmädchenzeit, die fing bei mir eigentlich mit 11 Jahren an. Ich glaube, da wurde ich mir des ewig weiblichen Fühlens schon halb bewußt. Es waren kindliche Schwärmereien, harmlos und glücklich machend ohne jedwelche Sentimentalität, aber das ewig Männliche fängt schon an, eine Rolle zu spielen in meinem Leben.

Mein Bruder brachte Studienkameraden in die Ferien. Frühreif, wie auch er war, waren sie teilweise älter als er. So kam ein junger Hochschüler mit, der die Weinlese bei uns miterlebte, dem das hochgewachsene blonde und ausgelassene Ding wohl auch zu Herzen ging, denn ich wurde flott angedichtet Diese Gedichte waren in ihrer Art sehr nett Aber da war dann noch ein Verehrer, den wir Mädels viel belächelten, denn es ging um seine Versmacherei. „Durch der Haare blonde Locke schlängelt sich das rosa Band“. Und für diese Komik hatten wir schon damals viel Sinn.

Genug, mein Hochschüler spukte noch einige Zeit in meiner Phantasie bis andere Erlebnisse ihn vom ersten Platz verdrängten. Ich denke gerne an ihn, er war ein feiner, gescheiter Junge, in Entbehrungen großgewachsen, in großen Entbehrungen studierend um nach fertigen Prüfungen, wegen dieser Entbehrungen an Tuberkulose früh zu sterben.

Meine Schwester und mich aber schmückte bald eine eitle Großmutter für den ersten Ball. Ich glaube, wir waren die jüngsten auf diesem Studentenballe, ich zählte 12 Jahre Aber stark, großgewachsen und frühreif, hat man uns wohl diese Jugend nicht angesehen, ich unterhielt mich die ganze Nacht mit einem fertigen Doktor. Doch das waren kurze Ferienausflüge aus der Schulzeit.

Noch immer war die Schule, das Lernen und mein lieber Herr Lehrer, der Herr Busser, meine Hauptsorge Und nahmen wir gelegentlich eine Tanzerei mit, dann wurde ihm in der nächsten Stunde erzählt. „Na, Kinder, jetzt hört aber auf, wir wollen ja lernen.“ „Ja, ja, Herr Lehrer, nur noch dieses ...“ Und so verging die Stunde, wir hatten nichts gelernt, er schlug das Buch zu und wir vertrösteten ihn auf die nächste Stunde.

Ihm, meinem lieben Lehrer, sei hier ein Gedenkblatt gewidmet. Als unser lieber Vater sah, daß wir in der hiesigen Volksschule in zu grobe Hände geraten waren, und unsere derweiligen Lehrer nichts taugten, nahm er uns kurzer Hand aus der Schule und gab uns dem besten Lehrer in die Privatstunde. So bin ich von meinem 8-ten bis 13-ten Lebensjahre spielend leicht zu meiner geringen Wissenschaft gekommen, die immerhin zu unserer Zeit zum Besten gehörte, was Mädchen unseres Standes geboten wurde. Dazu kam eine gute Begabung und in den ersten vier Jahren auch der nötige Fleiß dazu. Das letzte Jahr lernte ich dann überhaupt nichts mehr, was mir einmal schier verhängnisvoll wurde und nur mein ausgezeichnetes Gedächtnis rettete uns drei Privatschülerinnen vor einem gründlichen Fiasko.

Als wir uns nämlich unter der Fürsorge unseres lebenswürdigen Lehrers so schön entwickelt hatten, daß unser hochwürdiger Herr Pfarrer glaubte, vor dem Mediascher Gymnasialdirektor, der hier Prüfungskommissär war, mit uns prunken zu können, stellte unser Lehrer an uns das Ansinnen, wir sollten auch einmal eine Prüfung geben Wir schrien vor Entrüstung hell auf. Denn wir hatten wegen Studenteninteressen im letzten Jahr sozusagen nichts mehr gelernt. Allenfalls aus den Klassikern uns Hermann und Dorothea und Goethe- und Schiller'sche Dramen zu Gemüte geführt, an denen uns auch die Liebesszenen am besten gefielen dazumal. Nun sollten wir binnen vier Tagen uns soviel Schulweisheit auffrischen, um vor solch großen Herren, wie unser Herr Pfarrer und sein Gast waren, in Ehren zu bestehen. Wir sahen bald,

daß es auch unserem Lehrer um den Ruhm zu tun war und gaben nach, nachdem er versprochen hatte, uns einige Fragen herzurichten und sich an die zu halten.

Immerhin wurde es ein Büffeln Tag und Nacht, denn der Gegenstände waren viel und in jedem vier Fragen zu lernen. Außerdem ein deutscher Aufsatz zu liefern. Zuerst schwitzten wir über diesem Deutsche Aufsätze waren mir immer ein Gräuel. Ich liebte hauptsächlich Geschichte und Rechnen, war in Geographie, Naturgeschichte und Physik beschlagen genug, aber schöne Worte und Phrasen dreheln war nicht meine starke Seite. So saßen wir denn und stöhnten "Über den Wert der Bildung". Das Machwerk kam zustande, jedoch hatte ich die schlechte Gewohnheit beim Reinschreiben, die Sätze einfacher zu gestalten, zu kürzen, nicht immer zum Nutzen des Ganzen. Dieses war denn auch die Ursache, daß von allen drei Aufsätzen (wir waren damals nur noch drei Schülerinnen) meiner sehr zum Erstaunen des Lehrers der schlechteste war. Er hatte ihn im Impur gelesen und besser gefunden als jetzt. Mich kränkte das wenig.

Als jedoch der Tag der Prüfung kam und wir mit großem Druck vor den hohen Herrschaften saßen, da ging mir sozusagen auf einmal der Knopf auf. Alles, was ich in den Jahren gelernt und auch wirklich beherrscht hatte, wurde mir gegenwärtig, sie konnten aufschlagen, wo sie wollten, denn an eingelernte Fragen hielt sich niemand mehr, ich wußte überall Bescheid Ich ging mit Glanz als erste von uns dreien hervor, trotz der gekürzten deutschen Arbeit.

Und es gab Mär im Kranz in Mediasch, wo zuletzt unsere Aufsätze zu unserem nicht geringen Ärger noch zirkulierten. So schloß meine Schullaufbahn, und ein Mann trat bald darauf in mein Leben, der mir dann alles geworden ist, bis vor einem Jahr „der Tod uns schied.“ Du Strenger und Du Guter, Du Wortkarger und von Leidenschaft Durchglühter, wo weilt jetzt Deine Seele?

Es hat lange gebraucht, bis das Kind, an das Du Dein Herz gehängt, Dich so ernstlich lieben konnte, daß alle Stürme, die das Leben brachte, diese Liebe nicht mehr zu erschüttern vermochten Du warst nicht schön, Du warst ernst und strenge schon damals, nicht nur Bewerber leidenschaftlich, geistreich und interessant, sondern auch Kritiker und scharf Aber immer gediegen, wahr, verläßlich und ein Mann jeder Zoll.

Mit 14 Jahren war eine Braut, die alles in sich verschlossen trug, weil sie sich vor ihren Eltern fürchtete. Mit 15 Jahren rückte sie zaghaft mit der Wahrheit heraus und dann kam eine goldene, sorgenlose Zeit

Zwei Schwestern lagen am Sonntagnachmittag im Frühlingssonnenschein im Fenster und warteten auf ein Wagengerassel. Wie schön waren diese Stunden der Erwartung. Die Gasse entlang kam der Wagen, ein Mann grüßte von Ferne und sprang elegant heraus, er ging wie auf Sprungfedern die paar Schritte, ein Jubel war's, ein heller Jubel einen schönen Sommer lang

In Wäldern, am blühenden Hange pflückten wir unsere kleinen Blaublümchen. Eine Brieftasche voll lauter kleiner Liebeszeichen mit verschiedenen Daten versehen, eingestreute Gedichte von Heine von meiner und deiner Hand geschrieben, ich fand sie noch so verwelkt vor einem Jahr unter deinen Wertsachen und habe sie dir in den Sarg gelegt Zwei hochgemute, gesunde und schöne Menschenkinder, so gingen wir auf Wolken Hand in Hand all diese Monate hindurch, wie schien mir unerfahrenem Kinde das Leben leicht und leicht zu bezwingen Eine Mahnung kam, Du erkranktest schwer an den Augen. Ein Aufenthalt in einer Wiener Augenklinik, wir haben uns liebe Briefe geschrieben, sie liegen mit Dir im Sarge Eine große, große

Hochzeit kam mit 200 Gästen, sie dauerte eine Woche lang. Doch nach drei Tagen nahmst Du mich mit Dir und mein Leben begann damit.

Nun erst stellte sich heraus, wie grundverschieden zwei Menschen waren, die sich fürs Leben gebunden hatten. In Großwardein machten wir die erste Station. Du warst auf 6 Wochen als Vertreter eines Kollegen hinberufen und unsere weitere Einteilung wußten wir noch nicht. So zogen wir denn nur mit zwei Koffern vorläufig in die Ehe, stiegen in einem Hotel ab, in der Nähe des Bahnhofes, wo das Bureau lag und lebten hier 6 Wochen in einem Hotelzimmer.

Auf mich wirkte wohl der Reiz der Neuheit und da ich weiter keine Hausfrauenpflichten übernehmen konnte, setzte ich mir zum Zeichen meiner Würde ein weißes Häubchen auf mein siebzehnjähriges Haupt, kaufte mir etliche Strähne Garn und fing an für „Ihn“ Strümpfe zu stricken. Denn der Tag war lang, der Bürostunden viele und es galt, ihn auszufüllen. Nun hatte ich aber all mein Lebtage noch nicht viele Stunden in Einem über einer geisttötenden Arbeit gesessen, ich konnte sie bis dahin immer werfen und zu Freundinnen rennen, hier aber gab's keine Abwechslung, so saß ich denn nolens volens und strickte. Hatte ich dann ein gutes Stück gestrickt, wollte ich gelobt sein - ja Schmarrn Das Loben hatte aufgehört, das mein guter Vater so leicht bei der Hand hatte, die Kritik setzte ein. An dieser Arbeit gab's noch nicht zu kritisieren, die verstand ich aus dem FF. So wurde vom Gestrengen als selbstverständlich gefunden, was mir eine große Leistung schien. Später erst ist mir klar geworden, wie aus so geringfügigen Erlebnissen gleich ein Zug fürs Leben herausgelesen werden könnte.

Schon damals stutzte ich ob dieser Verschiedenheit der zwei Männer, nahm aber die Sache nicht weiter übel Ich las ihm abends vor, weil seine Augen der Schonung bedurften, wir verarbeiteten Jordans Nibelunge. Ihm, der sein Leben lang leidenschaftlich viel und gern gelesen hat, war es wohl ein Hochgenuß, mich junges Ding vorlesen zu „sehen“. So habe ich es in Erinnerung.

Auch der erste Streit blieb bezeichnend für unser Leben. Wir hatten eine Flasche Petroleum erstanden und er ordnete an, sie unter den Tisch zu plazieren, an dem wir regelmäßig saßen und arbeiteten und aßen. Jedenfalls war das Zimmer dürftig mit geeigneten Orten für so eine heikle Sache versehen, der einzige Kleiderkasten ließ sich ja auch nicht mit einer Petroleumflasche füllen. Doch das Fensterbrett hätte es auch getan. Genug, sie stand unter dem Tisch Ich wurde lebhaft im Gespräch mit ihm, scharrte mit den Füßen, und hin war das Ding. Der Geruch dauert lange und ist fatal, der Gedanke hat ihn jedenfalls nervös gemacht, ich hörte die ersten harten Worte und - heulte.

Mit meiner Empfindsamkeit, die er ja auch ein Leben lang mit in Kauf hat nehmen müssen, hatte er wohl nicht gerechnet. Das erste war wohl, daß er mich beschwichtigte. Aber dann wurde doch wieder er ungeduldig, weil ich den ganzen Tag wortkarg blieb und über sein Benehmen bei der Sache nicht hinwegkommen konnte. Das Ende war - ich legte mich aufs Bitten und er blieb Sieger. Und Recht hatte ich, das Gefühl habe ich heute noch. Denn: man stellt eine Petroleumflasche nicht an einen so ungeeigneten Platz und: Ich kann dann doch nicht ewig an diese Petroleumflasche denken.

Drittes charakteristisches Merkmal: Beim Mittagstische waren wir auf Portionen angewiesen. Ich war eine sächsische gute Brotesserin und aß mein Brot immer anfangs zur Suppe auf. Dann reichte es mir knapp zum Braten Da mußte ich erzogen werden, nicht nach Wohlbehagen zu essen, sondern nach den Umständen Es ist ihm diese Erziehung gründlich gelungen, ich habe sie ein Leben lang geübt. Sie ist mir auch gar nicht schwer gefallen, denn obwohl ich in meiner

stärksten Zeit auch eine starke Esserin war, Essen ist mir nie ein Hauptzweck des Lebens gewesen, ich habe mich jahrelang sozusagen nie ganz satt gegessen, ohne daß darunter meine Stimmung gelitten hätte, wohl aber zuletzt meine Gesundheit. Denn es kamen harte Zeiten über uns. Ein langsam fließendes Avancement und dazu ein schnelles Kommen der Kindersorgen. Wir liebten uns, waren Kraftmenschen und wollten viele Kinder. Sie kamen alle so gesund und kräftig zur Welt. „Immer eins schöner wie’s andere“, wie er glücklich sagte, wenn er das Neugeborene zuerst auf den Arm nahm.

Sonst waren sie aber ganz mein Sie wurden ihm lästig im Schreien und er wanderte in ein anderes Schlafzimmer aus, denn er brauchte seine Kräfte für den Verdienst und Erwerb. Auch das sah ich stillschweigend ein Die Ungemütlichkeit, welche die kleinen Kinder brachten, wurde oft auf mein Konto gelegt: ich erzog sie nicht gut genug Die Ausgaben dito: ich verstand nicht zu sparen. Zuletzt die Unordnung im Haushalt: ich arbeitete nicht genug und ich erzog das Dienstpersonal nicht gut genug.

Ich aber ging in mich, suchte mich immer wieder in seinem Sinne zu erziehen, um es ihm nur recht zu machen. Trotzdem konnte ich die Gemütlichkeit nicht in unser Hauswesen bringen. Ich hatte viele, viele schlaflose Nächte, viele, viele Arbeitsstunden am Tag und viele lebhafte Kinder. Mit jedem Kind wuchs die Aufgabe noch. Trotzdem ich zum Umfallen müde war, sah das niemand: ich war gesund und blühend und hie und da eine zaghafte Klage, ich könne so nicht weiter, wurde mit Ungeduld abgewiesen.

Er arbeitete schwer im Dienste, doch jedenfalls nicht über seine Kräfte. Sei es nun, daß er der Stärkere war, oder meine Aufgabe doch die Größere, genug, mit 30 Jahren brach ich eines Tages zusammen Bis dieses jedoch geschah, hatte ich in nicht ganz 13 Jahren 8 Kinder zur Welt gebracht und 9 Übersiedlungen aus einer Stadt in die andere hinter mir, die aus verschiedenen Wohnungen nicht mitgerechnet. Ich hatte mit zwei mehr oder weniger guten Dienstboten den Haushalt versehen und mir alle Kinder immer allein benäht. Alle gesäugt, mit allen die Nächte durchwacht, ohne Hilfe. Es war so eine allmähliche Belastung meiner Leistungsfähigkeit gewesen, durch Anwachsen der Aufgaben, durch den immer schärfer werdenden Sporn, durch mein immer stiller tragendes Wesen, bis ich eben am Ende war.

Nun erst kam ein Besinnen seinerseits. Die Gefahr lag nahe, daß ich ihn mit 7 Kindern (ein Bub war uns gestorben) allein ließ, wovon das älteste 11 Jahre, das Jüngste 9 Monate zählte Auf einmal ging alles ohne Kritik und mit teilweiser Ausschaltung meiner Person Die Unordnung wurde einfach in Kauf genommen Der Lärm der Kinder geduldet. Hier muß ich betonen: ich hatte nun den liebevollsten Gatten und besorgtesten, besten Pfleger.

Aber warum mußte es soweit kommen? Weil ich ohne Besinnen mein Leben ganz in seine Hände gegeben hatte An diesem Resultat bekam aber auch ich erst den Klarblick fürs Leben Was bis dahin blinde Unterwerfung unter ein mir höherstehendes Urteil gewesen war, klärte sich nun zu eigenem Denken und Handeln. Vor allen Dingen brachte es mir wieder die persönliche Freiheit. Über meine Person ließ ich nicht mehr frei schalten Was mir frommte, wußte ich am besten zu beurteilen. Ich habe mich auch nachher viel knechten lassen. Mein Mann und meine Mutter, beide verstanden das Tyrannisieren vortrefflich. Aber ich habe mich nur untergeordnet, wenn es sich um ihre Wünsche und ihre Bedürfnisse handelte. Da kann ich bis zum heutigen Tage meine hintansetzen, solange es sich nicht um meine engsten Lebensbedingungen handelt. Davor jedoch mache ich nun Halt. Nie mehr verlange ich, ein anderer sollte sich die Mühe nehmen, nachzudenken, wo für mich dieser Standpunkt beginnt. Ich habe für

mich sorgen gelernt Und Sorge ich einmal nicht, so ist mir Bedürfnis, anderen zu Liebe meine Persönlichkeit hintanzusetzen. Das nenne ich, meine persönliche Freiheit für immer errungen zu haben.

Eines kam noch hinzu. Durch diese furchtbare Schwere von meinem 20-ten bis 30-ten Lebensjahre war mir das Leben nicht mehr das Wünschenswerte, der Tod nicht mehr ein Schrecken. Der Tod war mir zweimal nahe getreten. Als ich meinen schönen Buben verlor und einen unerträglichen rasenden Schmerz voll und ganz fühlte und dann, als er mir als Mahnung erschien und ich alle Illusionen, die ich für das Leben trug, begrub. In mir rang sich die Erkenntnis durch: Zu erwarten hast du vom Leben nichts mehr, was dir das Leben noch lebenswert machen würde, aber du hast noch eine schwere Aufgabe vor dir, sie zu erfüllen und zu einer schönen zu machen, ist noch deine heilige Pflicht Du hast zu leben.

Ich lag in schweren Wehen mit meinem letzten Kinde Es kam und kam nicht, denn der Körper war zu schwach, es abzustoßen Da bat ich den lieben Gott heiß und innig: Herr! Laß mich leben! Laß mich noch 20 Jahre leben, bis ich auch dieses Kind großgezogen habe, dann nicht einen Tag länger. Meinem Manne sagte ich in der Aufregung: „Nicht um mich ist es mir beim Sterben, nur um die Kinder. Denn dieses war kein Leben, dieses war Menschenschinderei Ich stürbe meinetwegen gerne und hätte dann Ruh“.

Damals war ich 30 Jahre alt. Wohl hat mir das Leben noch viel Schönes gebracht, die Freude an meinen braven Kindern und Enkeln. Ich habe sie genossen, ich habe sie dankbar hingenommen, ich habe die Liebe und Leidenschaft meines Mannes genossen, voll und ganz, und ihn immer lieb gehabt und geschätzt, aber das Leben blieb mir etwas zu Ertragendes, der Tod blieb mir vertraut.

Mit meinem Manne hat sich das Leben so gestaltet: Kampf gab es nur um eine Sache, persönliche Kränkung lag ihm und lag mir stets fern Wir liebten uns in all den Jahren stets gleichmäßig und treu, wir kämpften meist stillschweigend um die Erziehung und das Fortkommen der Kinder, weil wir zu verschiedene Naturen waren und ließen uns sonst in unseren persönlichen Bedürfnissen beide vollkommene Freiheit mit Berücksichtigung des anderen, wo sich die Wege zufällig kreuzten Dadurch, durch ein stets selbstloses Handeln von beiden Seiten, hatten wir voreinander immer die gleiche Hochachtung Wo Leidenschaft, Nervosität zu ungerechtem Handeln trieb, stets die gleiche Nachsicht. Vor den Kindern deckte in solchem Falle eines das andere durch Begütigen, wenn die Kinderseele verletzt wurde. In den ethischen Anforderungen ans Leben und im Leben der Kinder, wie aus einem Gusse, in allem Moralischen und Sittlichen vollständig eines Sinnes, konnte es uns nicht mehr schwer fallen, in den Kleinheiten des Lebens aufeinander Rücksicht zu nehmen Und gingen wir uns trotz alledem zeitweilig in besonders schwerer Zeit auf die Nerven, die Selbstbeherrschung, die wir stets übten, verhinderte den Zusammenstoß, jedes fraß und verarbeitete seine schlimme Zeit für sich, bis wieder Glätte eintrat. Ich ging ihm dann tagelang aus dem Wege, denn auch ich konnte ihm wohl gründlich auf die Nerven gehen, mit meinen ewigen Geldforderungen, die der schwere Haushalt bedingte, mit meinem gastfreien Hause, das ich der Kinder wegen so hielt und das seiner Natur so zuwiderlief. Hier handelte es sich aber um entscheidende Lebensansichten, meine Frohnatur arbeitete seiner Schwernatur entgegen und ich sage es mit Genugtuung, wenn ich von der Richtigkeit meiner Meinung in Bezug auf die Kinder überzeugt war, so wußte ich auch siegreich durchzudringen Auch das hat der Jahre bedurft und die zwei ältesten Kinder sind stark zu Versuchskaninchen geworden, die Armen. Er hätte sie wohl alle zerbrochen in blinder

Anforderungswut, ich kam jedoch zur Einkehr und stemmte gegen: Den Nachkommenden ist es zum Segen gereicht.

So wurden wir älter. Die Kinder wurden selbständig und heirateten. Die Enkel kamen. Um ihn her blühte viel Leben, dem er zum Blühen verhelfen. Seinem unermüdlichen Fleiße und seiner hohen Begabung wurde der Lohn, er stieg zu hoher Würde hinauf. Ich blieb gesundheitlich ein Wrack, arbeitete mich auf viele Jahre wieder hinauf und leistete nun auch wieder Schönes. Knackste wieder ein, aber die 20 Jahre, um die ich gebeten, hatten sich bald erfüllt. So legte ich mich schwer krank und zum Sterben bereit und duldete wahnsinnige Schmerzen im Gefühl. Gott sei Dank, es dauert jetzt nicht mehr lange. An meinem Bett stand wieder Er. Es war ein Bangen: Laß mich jetzt in meinen alten Tagen nicht allein, nimm noch einmal deine Kraft und deinen Willen zusammen, lebe mir zuliebe. Über mich kam ein tiefes Bedauern. Ich wollte noch einmal leben - und blieb.

Es kam der Weltkrieg mit all seinen Schrecken. Er, der Hochgemute, war ganz Miterleben. Sein Pessimismus hatte sich ganz zum Optimismus verkehrt. Seinem Sohne, der aus dem Kampfe kam, rief er zu: „Mein Sohn, das Leben ist ein Vergnügen.“ Ich stand dabei wie versteinert. Mir, dem einst so lebensfrohen Kinde, war es nur noch eine Bürde.

Ich kam zur Operation. Wieder lag ich zwischen Leben und Tod. Wieder empfand ich: Wie gut wäre es nur, zu enden. Wie schade, daß du aus der tiefen Narkose wieder aufgewacht bist. Und wieder genas ich.

Da kam mir der blühend noch einmal in die Tätigkeit, ins Leben ausgezogene mit dem Todeskeim zurück. Auf einmal wußte ich, weshalb ich noch einmal gesund geworden war. Er hatte sich wohl vor Gott ein sterben in den liebevollsten und treuesten Armen verdient. Und so pflegte ein Sohn und eine Lebensgefährtin ihn so hingebend, als sie nur konnten. Es war ein schweres Kämpfen, ein Leiden mit Heldenmut getragen, und ein Sterben in Schönheit. Für mich aber ein Nimmerwiedersehen. Ahnt jemand, wie schwer das ist?

Noch immer habe ich eine Aufgabe vor mir: Eine fast blinde, unfähige Mutter zu betreuen. Werde ich bis ans Ende ausharren müssen? Sterbe ich vor ihr? Auch dieses Jahr geht zu Ende. Und in meinem Inneren ist ein Mahnen zu neuen Leiden.

Wohl möchte ich noch das Fazit meines Lebens ziehen, vielleicht macht Ihr Kinder Euch einiges zu Eigen, so, wie Eure Natur es verdauen kann, und es Euch gerade in den Kram paßt. Schließlich muß doch jeder sein eigenes Leben und auch seine eigenen Dummheiten darin machen.

Meinen Mann hatte ein sehr, sogar zu strenger Vater erzogen. Es trug die gute Frucht, daß er sich Mühe gab, seinen Kindern mehr Freude und Sonne in die Jugend zu tragen. Wo seine Natur dies nicht zuließ, ließ er wenigstens mich gewähren. Doch für viele, die nicht so schwerblütig sind, war noch sein Wesen zu düster und unser Heimwesen durch ihn zu ungemütlich. Wir, die wir um ihn waren, empfanden das wohl seltener, weil seine Persönlichkeit uns so hoch stand, und in seinem Schutz zu leben so viel leichter war, als es anderen wurde.

Sein Grundsatz war, die Sorge für seine Familie so zu tragen, daß diese, besonders die Kinder, Sorge gar nicht kannten. Es war ihnen mancher Wunsch versagt, er bezog sich aber nur auf die Eitelkeiten des Lebens. Wo es galt zu lernen und sie jedweder Bildung teilhaftig werden zu lassen, war ihm kein Opfer zu groß und er trug sie schweigend. Nie hat ein Kind von ihm aufgemutzt bekommen, was sein ihn kostete. Und wahrlich, auch Kinder stellen die Langmut auf die Probe. Seine Geduld riß nur, wenn sie im Charakter zu versagen drohten und im Fleiß zu

wünschen übrig ließen. Nicht einmal die Zeit nahm er, den Ursachen nachzuforschen. Er behandelte sie nur infam und strafte sie mit Sarkasmen und Nichtachtung.

Ich habe darauf manches Kinderherz wieder gestreichelt, bin den Ursachen nachgegangen und habe sie Gottlob beseitigt. Es war ja Krankheit und körperliche Schwäche bei den gutgearteten Kindern, was Schulscheu und Faulheit im Gefolge hatte. Es war auch Vererbung im Spiele bei körperlicher Schwerfälligkeit. Sie kam von meiner Seite, wie sollte er den Blick dafür haben. Erst im Alter wurde er nachsichtiger. Ein „Viel verstehen, heißt verzeihen“ kannte er jedoch nie. Er kannte nur ein Sich durchringen und Vorwärtskommen. Alles andere war ihm unverzeihliche Schwäche.

Er, der stets gewissenhafte Arbeiter konnte kein Verständnis haben für ein sporadisch alles Zusammenreißen und ein zeitweilig vollständig Versagen, wie es modernen Nervenmenschen eigen ist. Nerven hatte aber er und er hat sie vererbt. Meine waren gesund bis zum letzten Wochenbette. Ich hatte nur gesunde Nerven zu vererben. Nervenfressen konnte er gründlich, anfangs habe ich sie mir fressen lassen. Nachher setzte ich all meine Kraft gegen. Dadurch weiß ich, daß er als Mensch schwerer auf dem Weibe und seinen Haugenossen lastete, als zum Beispiel mein Vater, und vielleicht weniger unter der Schwere litt. Mein Vater machte seiner Umgebung das Leben leichter, er selbst aber wurde lebensmüde unter der Lebensbürde, wie ich. Ich habe gelernt für andere zu sorgen und zu denken und meinen Pflichtenkreis immer weiter gezogen. Dadurch liegt die Gefahr der Zersplitterung nahe, wo die Kräfte nicht ausreichen, auch die Gefahr, zu versagen und selber hat man das miserable Gefühl, man sei am Ende zu kurz gekommen.

So ist es besser, seine Leistungen von vornherein bemessen zu können. Nicht mehr zu versprechen, als man leisten kann, zu versagen, wo man sich nicht gewachsen fühlt. Dazu gehört auch Kraft und Mut. Denn es ist eine gewisse Feigheit, nichts abschlagen zu können in der Zeit, es trägt Verstimmung ein bei späterem Versagen und wenn man den gestellten Anforderungen mit Anspannung aller Kräfte genügt, das bittere Gefühl, man habe sich nicht freiwillig, sondern gezwungen verausgabt. Freiwillig sich in den Dienst geliebter Menschen zu stellen, ist höchster Lebensgenuß. Aber aus Schwäche dazu gepreßt zu werden, ist Sklaverei und ergibt am Ende das Gefühl des Grolls gegen die Ausnützenden und das Unbefriedigtsein für das eigene Selbst. Diese von mir vielleicht ererbte Schwäche bekämpft Kinder. Ihr sollt für Eure lieben Nebenmenschen leben und euch hintanstellen, aber nur wo es euch so paßt und ihr sollt Euch zu keinem Dienste pressen lassen aus Feigheit. Da komme der heilige Egoismus zu seinem Rechte.

Ein Hochgefühl ist mir geblieben. Nur den Könnenden bestürmen die Menschen mit ihren Anforderungen. Aber hinter ihrem Anliegen liegt durchaus nicht die Schwäche, das Nichtkönnen, sondern die Faulheit und das Nichtwollen. Und dann ist man eben der Lackierte. Der, an den sich noch der Fluch der Lächerlichkeit heftet und bei Kurzsichtigen der Fehler der Dummheit. Für wie dumm haben mich viele Nicht Klügere gehalten, wie dumm bin ich mir oft selbst vorgekommen.

Nicht immer war es Feigheit, das Nichtversagenkönnen. Manche Aufgabe reizte mich und machte mir Freude. Oft erlahmte ich mitten darin und führte sie dann aus Pflichtgefühl zu Ende. Auch dann hatte ich meinen Lohn dahin und wurde womöglich mißverstanden. Oft aber blieb mir eine Arbeit ein Genuß bis zum Ende, das gab mir dann den Ansporn zu immer neuem Beginnen, nicht der Erfolg.

Obwohl wir lieber den Erfolg an unser Tun heften, das ist doch klar, so ist er mir selten zu einem Genusse mit Nachwirkung geworden, die Sache war abgetan, meinetwegen gelungen, damit basta. Gesonnt habe ich mich in meinen Taten nie. „Du schünnst dir wohl schon wieder etwas an“, rief mir wohl der Mann oder ein erwachsenes Kind zu. Sie haben es nicht verhindern können. Aus „Anschünnen“ und ausfressen ist wohl mein Leben bestanden und - reich geworden.

Und was das Verhältnis zum lieben Nächsten anbelangt, bin ich wohl am Ende zum Resultat gekommen: Sie sollen mich in Ruhe lassen. Doch habe ich gern mit und unter den Menschen gelebt und herzlichen Anteil an ihnen genommen. Ich selber habe nie hohe Anforderungen an die Menschen gestellt. Hohe Anforderungen wohl in erster Reihe an meinen Mann, dem ich mich zu Eigen gegeben, und an meine Kinder. Die höchsten immer in erster Reihe an mich. Auch wo etwas im Verhältnis zwischen mir und anderen verfahren war, suchte ich immer zuerst nach der Schuld in mir. Wo ich eine Schuld beim andern fand, konnte sie mich furchtbar kränken, doch erzieherisch auf ihn einzuwirken maßte ich mir nie an. Auch Vorwürfe machen halte ich jetzt und immer für ein „Erbsen an die Wand werfen“.

Ich kreppele höchstens an mir, so weit meine Natur dies zuläßt, an meinen Nebenmenschen kreppele ich nie. Ja, selbst das Kind ist in seinen Anlagen nicht zu ändern. Erziehung nützt nur durch andauernden, jahrelangen Druck in einer Richtung hin vielleicht etwas. So wie man ein Bäumchen an den Pflock gebunden mit der Zeit gerade ziehen kann. Sonst heißt es, die guten Anlagen herausfinden und zur Ausbildung bringen. Die schlechten mit Geduld und gutem Beispiel zu unterdrücken und das Ehrgefühl, wo es nicht mitgeboren ist, zu erwecken.

Am leichtesten lassen sich Menschen wohlgestalten, wo die guten Anlagen samt dem Ehrgefühl angeboren sind. Da genügt Sonnenschein, eine gewisse Sorgenlosigkeit und körperliches Wohlbefinden, um Prachtexemplare zu ziehen. Natürlich in moralisch hochstehender Umgebung. Wird jedoch auf schlechte angeborene Eigenschaft ein brutaler Druck ausgeübt, so kommt die Dressur heraus, die nur so lange anhält, als der Druck besteht. Kann man jedoch einem Kinde die Schlechtigkeit seiner Triebe begreiflich machen, so ist das Ehrgefühl da und das arbeitet dann bei guter Leitung schon weiter.

Mit 20 Jahren, ja noch früher, hört Erziehung auf zu wirken. Was dann Mensch, nicht Tier ist, erzieht weiter an sich selbst, sein Leben lang. Von da an übt von den anderen nur noch Liebe eine erzieherische Wirkung aus, nie mehr Strenge mit Kritik gepaart. Die verbittert nur die alles besser wissende Jugend und ruft den Trotz: Was hat mir der zu sagen! In ihr hervor. Kinder nehmen Strenge überhaupt nur von den Eltern als selbstverständlich hin, weil bei dem Tun der Eltern, auch wo sie irren, die selbstlose Liebe überall hindurchleuchtet. Denn wo dieses nicht ist, haben auch Eltern keine Wirkung auf ihre Kinder und das Verhältnis ist und bleibt ein trauriges.

Die Menschen sollten sich beim Einfluß nehmen bei fremden Kindern hauptsächlich auf Güte und Wohlwollen beschränken, (Liebe ist nicht immer zu fordern, außer der sogenannten allgemeinen Menschenliebe) gepaart mit einer strengen Konsequenz in ihren edlen Bestrebungen. Denn bei fremden Kindern gilt es, sich zuerst Zutrauen zu erwerben und das geschieht nur durch Güte, nie durch Strenge. Der größte Mißgriff aber ist es, wenn man Waisen, die das Schicksal in unsere Hände gibt, zuerst rauh anpackt, zumal wenn man das Gefühl hat, die Eltern hätten sie verzogen und jetzt sollen die Rangen sehen, was eine ordentliche Erziehung ist und ordentliche Menschen werden!“ Oh, ihr Kurzsichtigen! So ein von Gott geschlagenes Kind

im ersten Schmerze rauh anfassen ist geradezu ein Verbrechen. Und ihr dünkt euch, von den Gerechten zu sein!“

Da gebt nicht euren Impulsen nach, die euch zur Strenge treiben, weil ihr einen Pick auf die verzogenen Bälger habt, sondern erzieht euch zuerst zur Mäßigung. Bedenkt, daß gerade so einem verzogenen Menschenkind die sogenannte Affenliebe momentan am meisten fehlt, die zwar für ein Kind wohl verderblich ist, es aber hin und wieder doch so beglückt. Und ersetzt sie mindestens durch Güte und Nachsicht, damit das Kind von seinem Herzweh am schnellsten gesundet und euch das Fundament zum Weiterbauen gibt Denn da es Strenge nie empfunden, so sieht es nur die Lieblosigkeit und Härte der Menschen darin und sie wirkt auf den ersten Reif wie ein zweiter Reif, der Blüten vernichtet. Verkümmert keine Menschenseele in ihrem Wachstum, ihr Allzugerechten!

Es gibt glückliche Naturen, die auch darüber unbeschadet hinwegkommen, aber in ihren Erinnerungen bleibt ein Rauhreif, euer Andenken ist trotz eurer gutgemeinten Bestrebungen kein gutes und ihr habt euren Lohn dahin.

Wenn man sich meine Erfahrungen für alle Fälle zu Eigen machen wollte, träte die Gefahr ein, Schwächlinge groß zu ziehen. Wenn ich trotz dieser meiner Grundsätze dieses nicht getan habe, so ist es nur, weil ich durchaus nicht immer so maßvoll gehandelt habe, zumal in meiner Jugend nicht. Meine Kinder wissen es: das Handgelenk saß mir etwas locker. Aber die Liebe darf nie fehlen, die Liebe muß bei unserem Handeln herausgeföhlt werden, dann schadet auch eine im Zorn gegebene Ohrfeige gar nichts.

Unsere zweite Lebensstation war Csucs. War es überhaupt ein Dorf? Arbeiter, Proletarier und Juden, die mit diesen Handel trieben. Einen Bauern gesehen zu haben, erinnere ich mich nicht Wir hatten das Pech, keine ordentliche Wohnung zu finden Zuerst war es ein möbliertes Zimmer bei der Frau Fried. Und beim Fried Hannchen Ich bat einmal arglos um ein Salzfaß. Sie schenkten es uns, denn es wurde durch uns ja „unkoscher“.

Wie war mir das alles neu. Ich war ja so heiter und zutraulich von zu Hause aus, durch meines Vaters angesehene Stellung und meiner Mutter angeblichen Reichtum von der Umgebung verwöhnt. Mein Fuß hatte auch noch an keinen Stein gestoßen. Es amüsierte mich höchlich, als meine Hausfrau mich, meine blonde Schönheit, in aller Naivität mit einer Maitresse eines früheren Mietsmannes verglich. Es sollte dazu noch eine Schmeichelei sein.

Ich trug die Würde der jungen Ehefrau auf meinen Schultern, und wenn ich auch nicht kochte, so bediente ich doch eigenhändig meinen Liebsten, kochte frische Erdbeeren ein für den Winter und freute mich, als er sie auch gleich alle aufzehrte. Bei den Himbeeren jedoch machte ich die erste bittere Erfahrung. Ich dachte, sie müßten schon heißer so süßig aussehen, kochte und kochte immer weiter, bis sie zu Karamel wurden.

Das hätte nun meinen Liebsten stutzig machen sollen, wie mich die zu schnell verzehrten Bröter, aber das arme Wurm ahnte noch nicht, was ihm in dieser Beziehung bevorstand Das Talent der Kochkunst hatte mir keine gütige Fee in die Wiege gelegt. Die Erfahrungen waren bitter, es gab abwechselnd ungesalzenes Brot, zerkochte Knödel, verbrannten Strudel, der in Milch gekocht wie Kaffee aussah, und eine Handvoll Reis in Milch gekocht, es wurden, bis er weich war, anderthalb Liter daraus, die verkochten, weil ich mich verspätet hatte und dachte,

auf dem Ring müsse der Reis schneller weich werden. Wenigstens das Anbrennen verhinderte ich durch fortwährendes Rühren.

Meine Seele von einem Man sah dem mit mehr oder weniger Geduld zu. Er übte Kritik, sogar strenge Kritik, fand es natürlicher, wenn junge Mädels schon an den Vätern diese Probe täten, aber er sah doch meinen guten Willen und hoffte auf Verbesserungen.

Und als wir längst Csucs mit Schäßburg und Schäßburg mit Homorod vertauscht hatten, ich war inzwischen 20jährig geworden, und er lud als neugebackener Sektionsingenieur seine zwei unterstellten Ingenieure zum Mittagessen ein, (nicht, bevor er mich befragte, ob ich wohl der Sache gewachsen sein), da konnte ich schon ein Menü von 5 Gängen aufstellen und gab ein ordentliches Festessen ohne jedwede bemerkbare Aufregung. Dazu machte ich die Honneurs als Hausfrau tadellos und eroberte mir die Herren auf immer. Der eine heiratete bald darauf aus der Nähe. Es gab eine große Hochzeit Die Homoroder Sektion erschien vollzählig Ich glaube, die Herren waren alle stolz auf ihre einzige Dame, als wir in Festkleidung in den Zug stiegen und wir erregten ein angenehmes, berechtigtes Aufsehen. Auf der Hochzeit nicht minder, als wir Arm in Arm mit meinem Manne im Festsaal zu einer reichen Menschenmenge traten und vorgestellt wurden. Das war wohl unsere schönste Jugendzeit, ich voll erblüht, nun schon Mutter von zwei Kindern, und er in seiner gesunden Männlichkeit, hochgewachsen, vollbärtig und elegant.

Schäßburg hatte uns noch den Verkehr mit gleichgesinnten Menschen gebracht, wenn wir auch mehr für uns lebten, denn er begehrte mich stark für sich und mied die Menschen gerne. Dort kamen uns die zwei ältesten Kinder zur Welt. Homorod bot gesellschaftlich sozusagen nichts. Wir waren auf uns angewiesen. Ihn füllte das Amt aus, doch mich ermüdeten die Kinder oft. Am schwersten war wohl, wenn sie erkrankten und man stundenlang auf den Arzt wartete. Als dann das neue Ehepaar kam, schlossen wir wohl gute Freundschaft, doch gaben die sich bald einer gut ungarischen Geselligkeit mit Essen und viel Trinken hin, die uns nicht lag. So saßen wir und lasen viel. Wir lasen bis tief in die Nacht, an Winterabenden bis 12 oder 1 Uhr, und standen erst gegen neune auf. Das bereitete uns dann Gewissensbisse, wir nannten uns Lumpen, so sehr war uns im Grunde das regelrechte Leben des Spießers, das gesunde, wohlgeordnete, Herzensbedürfnis.

Zeitweilig beteiligten wir uns auch an der ungarischen Gesellschaft Ja, es geschah, daß wir in das Spießernest Reps in ein Wirtshaus einkehrten, und von den Sachsen als lärmende ungarische Gesellschaft scheel angesehen wurden. Mitgegangen, mitgefangen.

Drei Jahre dauerte dieser Aufenthalt in Homorod, da verschlug uns ein entsetzlicher Zank mit unseresgleichen, der gleich wie bei Zigeunergesinde anhub, fortfuhr und ausklang, die ganze Homoroder Eisenbahnbeamten-gesellschaft in alle vier Windrichtungen. Uns hatte er nach Ungarn hinausgeweht.

Der erste Anlaß war entschieden ich. Es wechselte der Stationschef, wir bekamen auf demselben engen Gang ein neues Paar Leute, die unerträglich waren Ich habe mich bis dahin mit allen näheren und ferneren Nachbarn vertragen und auch nachher, ja ich bin von einer Hausfrau, einer reichen Zigeunerin, sehnlichst zur Schwiegertochter gewünscht worden, und es war schade, daß ich nicht ihren „Misch“ geheiratet hatte - aber mit diesen Leuten konnte und konnte ich nicht auskommen. Und als sie mich mit ewigen Borgereien genügend belästigt hatten und unseren Garten einfach okkupierten, in dem ich die Blumen zog, die sie abbrachen,

da maßten sie sich noch den Sandhaufen an, den mein Mann für unsere Kinder verschafft hatte.

Kinderhüten hat mich von jeher nervös gemacht. Dieser Stationschefsbalg aber war so zuwider beim Spielen im Sandhaufen, daß ich ihn auf die Finger klopfte. Das war der Anfang vom ganzen Krawall. Er war so kleinlich und lächerlich. Jeder Mann hielt natürlich zu seiner Frau, die Männer zerkriegten sich, die Ingenieure hielten zu ihrem Chef, die Verkehrsbeamten zu dem ihren. Es kam sogar zu einer Denuntiation und Untersuchung von oben, und da wir uns ineinander verbissen hatten und jeder Recht haben wollte, machte es eine weise Obrigkeit, wie sie eben konnte, sie wollte keinen kränken und versetzte alle. Meinem gut angeschriebenen Manne zogen sie noch den Honigfaden durch den Mund: er solle in einer anderen Station mit bis dahin schwacher Verwaltung Ordnung schaffen. Was sie den anderen sagten, weiß der Himmel. Wir aber flogen bis nach Ungarn, Törökszentmiklos hinaus. Mich hat's weiter nicht angegriffen, ich war das Nest los. Die Lehre zog ich aus dem Handel, nie mehr mit Eisenbahngesindel anzubandeln, koste es was es wolle. Pfui! Die Geschichte war mir doch zu schmutzig. Wir haben es auch gehalten und lieber Unrecht erduldet, als je mit Nachbarn und Hausherrn einen Kleinkrieg zu führen. Und wir sind gut gefahren dabei.

Nun erlebte ich wohl wieder etwas Neues. Ich kam als Stockdeutsche, die ohne Sprachtalent das Ungarische nur gerade radebrechte, was ihr aus dem vulgären Sprachschatz der Mägde angefliegen war in eine ungarische Bauernstadt mit vollständig ungarischer Bevölkerung. Es gab auch eine kleine Intelligenz, aber was sollte ich mit ihr anfangen? 24jährig erwartete ich noch dazu das vierte Kind. Hier will ich noch eine Episode einflechten.

Beim Übersiedeln mußte mein Mann immer vorher an den neuen Bestimmungsort reisen und das Inventar seiner neuen Strecke aufnehmen, und die Sachen übernehmen. Das dauerte ungefähr zwei Wochen. Während dieser Zeit hatte ich Order, unseren Hausrat zu packen und zum Transport fertigzustellen. Für die schweren Möbel erhielt ich mehr oder weniger geschickte Leute, die mir halfen, dieselben in Strohecken zu packen. Denn erst später bedienten wir uns der Möbelwagen. Ich hatte Packen gelernt, wie der beste Möbelpacker. Hier war ich nun aber im fünften Monat der Schwangerschaft, Vorsicht war geboten, aber ich war ja stark. Also packten wir binnen drei Tagen das ganze Hauswesen ein, denn nächsten Morgen sollten wir schon abreisen und hatten noch einen Besuch bei uns lieben Leuten zu machen, von denen wir nicht ohne Abschiednehmen fortfahren wollten.

Der Weg war eine Stunde weit. Ich hatte bis spät nachmittag gepackt, ein Wagen war nicht zu haben, wir machten uns zu Fuß auf den Weg in der Hoffnung, dort einen Wagen zur Rückkehr zu bekommen. Müde und mit starkem Kreuzweh schleppte ich mich bis hin. Wir verlebten einige gemütliche Stunden, wobei ich rastete, und da wir zu keinem Wagen kamen, traten wir den Rückweg an. Es war 11 Uhr, als wir zu Hause ankamen. Nun hatte ich auch mein Bettzeug zum größten Teil verpackt und nur einen harten Strohsack übrig gelassen, das Bett zerlegt. Ich lag die ganze Nacht auf dem zermürbten Körper wie auf der Folter und bekam einen Schüttelfrost und zuletzt einen Weinkrampf, weil ich schläfrig war und vor Schmerzen und Müdigkeit nicht einschlafen konnte. Das wurde jedoch vom Manne bloß als lästig empfunden, der schlafen wollte und konnte, dem ich auch für die letzte Nacht diese Folter nicht zugemutet hatte, sein Bett stand vollständig da und er mußte nicht frieren.

Ich bin nachher so klug gewesen, mir keine Nachtruhe mehr durch vorzeitiges Packen zu verderben, wundere mich aber jetzt noch über den Egoismus und die Härte eines Mannes, der

Schwangerschaft immer als einen natürlichen Zustand kaum berücksichtigte bei Aufbürdung von Pflichten. Ich habe ja Gott sei Dank so einen gesunden Körper gehabt, daß mir nie etwas passiert ist, doch nicht einmal eine trächtige Kuh spannt ein tüchtiger Bauer ins Joch.

In Törökszentmiklos litt ich ein Jahr lang furchtbar an Heimweh. Ich kam mir so gottverlassen vor in der fremden Umgebung, die pekuniären Verhältnisse fingen uns hier zuerst zu drücken an, da mein Körper litt unter vier Geburten rasch hintereinander. Dabei wurde mir Klage als unnötige Verzärtelung angesehen, ich war noch blühend und schön. Meine Mutter kam zu Besuch. Sie stellte ebenso hohe Anforderungen an meine Leistungsfähigkeit, wie mein Mann, nur mit weniger Berechtigung. Denn sie hat sich's all ihre Tage wohlsein und andere arbeiten lassen. Während mein Mann selber viel und rasch arbeitete mit vorzüglicher Einteilung und in Folge dessen auch von seiner Umgebung dasselbe forderte.

Nun gingen sie Hand in Hand und quälten mich mit Kritik und Ermahnungen, und wenn ich müde war, so war ich faul, ich solle spazieren gehen, nicht immer sitzen, dann vergehe mir auch der mehr eingebildete Schmerz im Becken. Sie preßten mich zum Gehen, ich kehrte auf halbem Wege um, sie schnitten dieselben mißmutigen Gesichter dazu und ich wand mich zu Hause auf dem Divan in Qualen und bekam abermals einen Weinkrampf, dem sie mit dem Gefühle zusahen, als ob ich Launen hätte. Dieser Vorfall hat mich dann veranlaßt, alles schweigend zu tragen und zu tun, was von mir gefordert wurde, bis ich in Hermannstadt zusammenbrach.

Es ist mir viel später zum Bewußtsein gekommen, daß ich in den scharfen Bemerkungen meines Mannes, in den Anforderungen von allen Seiten mehr als andere den Sporn, die Peitsche gefühlt habe und darum so unklug habe zugrunde richten lassen. Es war entschieden eine übertriebene Empfindsamkeit und ein übertriebener Ehrgeiz, es denen, die wir lieben, Recht machen zu wollen.

Bis ich es nur noch mir recht machen wollte, auf Lob, das mir nie kam, verzichten lernte, sind viele Jahre vergangen. Mein Vater hatte mir einen anderen Sporn gegeben, der lobte mich, wenn er mein gutes Wollen sah und die Kritik kam zugleich mit der Lehre, wie man es noch besser machen könne. Die Art brachte Frohsinn und zumindest ebenso viel Lust zur Arbeit in mein Leben, und die andere hat nichts weiter erreicht, als mir das Leben unnütz zu erschweren und mich im Endresultat zu erbittern.

Merkt euch dieses, Kinder, und beherzigt die Fabel vom Wanderer mit dem Wind und Sonnenscheine.

Die Müdigkeit, die nun über mich kam, und mein früher so sonniges Wesen stark beeinflusste, hatte mich nun ernst, mürrisch, wortkarg gemacht. Wohl brach in gerasteten Stunden die alte Natur durch, aber wieviele waren solcher? Mein Mann wurde durch sein verantwortungsvolles Amt auch nervös und spürte die Bürde der Familie stärker. Wir haben uns beide in die Arbeit verbissen, die Freude ist nicht mehr zu ihrem Recht gekommen. Er grollte, daß ich mich nicht wohl fühlte, bewirkte mir zuliebe ein Zurückrufen nach Siebenbürgen und trug mir dann nach, daß er bei der Arader Betriebsleitung ein rascheres Avancement gehabt hätte. Nur einmal hörte ich von ihm diesen Vorwurf. Da nahm ich mir fest vor, nie mehr auf seine Entschließungen, seine Tätigkeit betreffend, einen Einfluß zu nehmen, möge er mich schleppen, wohin er wolle. Und habe dieses auch gehalten. Schweigend, selbstbeherrscht habe ich jeden Wechsel in meinem Leben einfach als Schicksalswendung aufgenommen.

Vier Jahre Klausenburg mit vermehrtem Kindersegen sind trotz allem mir angenehm in Erinnerung. Dort starb uns der zweite Bub, es kam ein Mädel nach. Ich war nie stärker und leistungsfähiger gewesen, noch hatte mich die Belastung gemahnt: Jetzt ist's genug!

Nach vier Jahren wurden wir nach Hermannstadt versetzt. Ich denke heute nur noch mit Grauen daran, hier stieß mein Lebensschiff auf Grund und ist nie mehr so recht flott geworden „vor dat Flagg hüte dich, wo dein Lebensschiff auf Grund gestoßen ist“ sagt Reuter, mir geht es ebenso Doch was kann der Ort dafür?

Nie mehr hat es mich in diese Stadt gezogen, seitdem ich sie nach zwei Jahren Aufenthalt zerbrochen verließ. Meine Kinder jedoch hat sie dem Deutschtum erhalten. Die fühlten sich wohl in Schule und Gesellschaft. Ich aber kam nach Klausenburg zurück wie in eine alte Heimat und habe nun 22 schöne und minderschöne Jahre dort verlebt und mein Leben voll und ganz ausgelebt. Habe die Kinder teilweise verheiratet, mein großes Mädchen dahinsiechen sehen und begraben. Habe die Söhne in den Krieg ziehen sehen und nur in Nachrichten von ihnen gelebt. Habe sie wiedergesehen und wieder in die Fremde ziehen sehen Habe die Enkel eines nach dem anderen mit Freude begrüßt und freue mich an ihrem Wachstum. Habe alle, die mit meinen Kindern groß geworden sind, mit ins Herz geschlossen und ihre Nöte geteilt.

Am schönsten war wohl die Zeit, als die drei ältesten Kinder, Mädchen, Junge, Mädchen das Gymnasium und später die Universität besuchten. Sie brachten so viel Jugend ins Haus, es war die bewegteste Zeit Ich lud mir damit, ein recht geselliges Leben, wenn auch in einfachster Form, jahrelang zu führen, eine große Bürde auf, meinem Mann verteuerte ich den Haushalt damit mehr, als ihm nach Neigung und Geldbeutel lieb war.

Ich hatte aber bei den Mädchen eine blöde Schüchternheit im Verkehr mit dem anderen Geschlecht zu bekämpfen, die sie ungeschickt und minderwertiger erscheinen ließ, als sie waren. Wie viel leichter und angenehmer es ist, eine Mutter von gefeierten Töchtern zu sein, ist mir damals klar geworden. Und daß mir dieser Vorteil bei allen drei Töchtern versagt war, beim Lenken ihres Lebensweges zur Ehe, was ja doch uns Müttern als das Erstrebenswerteste erscheint, wenn wir auch die Töchter zu einem Beruf ausbilden.

Vielleicht habe ich an der Seite eines so ernststen Mannes von Anfang an nicht genügend Wert auf eine gewisse Geselligkeit gelegt, die auch bei noch kleinen Kindern zu nötigen Umgangs- und Höflichkeitsformen erzieht Angeborene Liebenswürdigkeit lag aber nicht in ihrem Wesen.

Wir Deutschen legen leider nicht genügend Wert auf die Bedeutung von liebenswürdigen Umgangsformen im Verkehr mit den Menschen und müssen diesbezüglich von den Ungarn noch viel lernen. Nun ist ja wohl ein wahrer und gerader Charakter die Hauptsache, er läßt sich aber schon mit Liebenswürdigkeit vereinigen, wenn sie uns so zu eigen gemacht ist, daß sie von Herzen kommt. Aber auch wo dieses nicht der Fall ist, bleibt sie als kleine Münze im gesellschaftlichen Verkehr notwendig, weil sie das Vorwärtskommen entschieden erleichtert, und nicht so heuchlerisch gegeben werden muß, daß sie nicht jedermann gleich als das erkenne, was sie sein will: gesellschaftliche Form.

Viele sächsische Hochschüler, die damals bei uns aus und ein gingen, entschuldigten gerne diese ihre eigene Ungeschicklichkeit mit dem Worte: Aufrichtigkeit. Besonders einer, der die unangenehmen Wahrheiten um sich warf, daß es mehr Grobheiten waren, betonte dies besonders. Ja muß denn absolut mit Aufrichtigkeit Grobheit identisch sein? Kann es nicht auch

Liebenswürdigkeit sein? Macht das aber einem unserer rüpelhaften Sachsen klar, die sich auf diese „Aufrichtigkeit“ so viel zugute tun!

Meinen Kindern konnte ich auch jahrelang diese meine Weisheit zu Gemüte führen, sie waren schließlich Deutsche, nicht Ungarn. Jedoch hatte meine Erziehung den nötigen Erfolg. Sie haben sich zusammennehmen, beherrschen gelernt und beim gesellschaftlichen Auftreten haben sie die nötige Sicherheit erworben. Sei es mit etwas Lampenfieber verbunden bei einigen, es schadet nicht, wenn man es ihnen nur nicht ansieht. Nicht jedem ist das im hellen Lichte stehen und Gegenstand der Aufmerksamkeit sein ein Genuß. Aber jedem ist im eigenen Interesse geboten, unter den Menschen nicht unliebsam als ungeschickt aufzufallen. Und dann, welche unangenehme Gefühle gibt das dem Menschen mit berechtigtem Selbstbewußtsein. Durch diesen zwanglosen Verkehr mit ihresgleichen, wo ich als Mutter immer mitten im Treiben stand, habe ich mich häßlicher Verdächtigungen nicht erwehren können. Man legte mir mein Verhalten als Jagd auf Schwiegersöhne aus. Als ob es wünschenswert wäre, unter unreifen Jungen den Zukünftigen zu kapern und jahrelang festzuhalten! Dazu gibt man doch den Töchtern einen Beruf in die Hand, daß sie nicht auf den Mann warten müssen. Aber es bleibt wünschenswert, daß Mütter das Ziel, die Ehe, immer vor Augen haben und in das Wesen ihrer Töchter die Eigenschaften hineinzulegen suchen, die sie Männern von Wert begehrenswert erscheinen lassen.

Hier muß bemerkt werden, daß auch die gediegensten Männer kurzsichtigerweise für die Ehe nach Frauen suchen, die das in sich haben, was man schlichterweise mit „Race“ bezeichnet. „Race“ haben ist jedenfalls ein Vorzug der Frauen. Es gehören Schönheit, Temperament und Geist dazu. Wo Schönheit fehlt, muß sie durch einen ausgeprägten Schönheitssinn ersetzt werden, da er es versteht, die Vorzüge des eigenen Körpers ins rechte Licht zu setzen, die Fehler zu verdecken.

Solche Frauen aber, die besonders geeignet sind, Männerherzen zu erobern, legen das Schwergewicht ihres Tuns auf diesen Zweck und die Ehe erfordert andere Stärken. Da ist Selbstlosigkeit, Herzensgüte und in unseren kleinbürgerlichen Verhältnissen eine gewisse wirtschaftliche Tüchtigkeit mit echtem bürgerlichem Fleiß gepaart, die dem Manne die Kleinheiten des Lebens aus dem Wege räumen und ihm Kraft und Zeit zu seinem Berufe übrig lassen, später mehr wert als aller Esprit.

Davon kommt es dann, daß so viele Ehen unglücklich sind. Denn sobald dieselbe zustande kommt, fängt jeder Mann an, seine Frau nach dieser Richtung hin krepeln zu wollen. Es gelingt, wo die Frau alle vorher aufgezählten Eigenschaften nur ins Feld führte, um zu heiraten, im Grunde aber gut hausfrauliche und mütterliche Eigenschaften besitzt. Wo sie aber aus sich einen Götzen gemacht hat und darin ihren Lebenszweck sieht, ihrer weiblichen Eitelkeit selber zu fröhnen, und vom eigenen Manne dieses auch verlangt, vielleicht auch gerne noch anderen gefallen will, da gibt es dann einen großen Krach. Man begräbt alle Illusionen.

Ich schreibe diese allbekannte Tatsache nur darum hier nieder, um zu betonen, daß Mütter nie außer acht lassen sollen, bei Mädchen, die von Haus aus vielleicht zu wenig „Race“ besitzen, sonst aber die besten Eigenschaften in sich tragen, auch in dieser Richtung erzieherisch einwirken sollen. Mangel an Eitelkeit ist zum mindesten ein ebenso großer Fehler, als zu viel Eitelkeit. Das Weib muß gefallen wollen, natürlich in den Grenzen, die nicht unangenehm wirken, ja es muß auch in der Ehe danach trachten, dem Manne immer zu gefallen, will sie ihn auf Dauer fesseln.

Wie viele klagen, daß der Mann nie zu Hause sei, seine eigenen Wege gehe Männer, die vor der Ehe solide waren und das Zeug zur rechten Hausunke hatten Da ist gewöhnlich die Frau daran schuld. Sie versteht es nicht, ihm das Heim gemütlich zu machen, sie versteht es nicht, ihn auf Dauer an sich zu fesseln. Ich glaube, das dürfte bei einigem guten Willen nicht so schwer sein. Gibt es doch Frauen, die sogar leichtsinnig veranlagte Männer zu guten Spießern umformen, dadurch, daß sie ihn zu „nehmen“ verstehen.

Die Jahre kamen und gingen und auch das Universitätsstudium der Kinder wurde beendet oder brach ab. Eines Tages stand ich vor der schweren Aufgabe, die drei ältesten Kinder alle zu verheiraten. Sie war so schwer, da Komplikationen eintraten, die mein Mann im verneinenden, ich im bejahenden Sinne lösen wollte und es entstand ein Kampf, durch dessen Sieg ich die Verantwortung für alles Kommende auf mich nahm

Dieses Verantwortungsgefühl hat mich jahrelang bedrückt, bis sich die Ehe der Kinder in glatten Bahnen zu bewegen begannen. Und wenn ich mich nicht mehr Herr meiner Gefühle dünkte, dann half wohl ein festes Gottvertrauen und das Bewußtsein, daß ich etwas Rechtes gewollt und immer selbstlos gedacht und gehandelt hatte, im Interesse der andern über die Schwierigkeit der Verhältnisse hinweg. Man kann wohl irren in seinem Tun und dann die Schwere der Geschehnisse tragen, man muß sich nur sagen können: Du hast damals mit reiflicher Überlegung gehandelt, dein Verstand gab dir nichts Besseres ein, und egoistische Motive haben dich nicht geleitet. So hat man die Kraft zu jeglichem Tun. Du hältst dir wohl vor, mit deinem jetzigen Verstande würdest du wohl dieses oder jenes etwas anders machen, doch damals konntest du nur so und nicht anders handeln. Das gibt sittlichen Halt Dazu kommt zum Tröste noch der feste Vorsatz, sich die Irrungen für die Zukunft eine Lehre sein zu lassen.

Irrungen gibt es anfangs mit dem fremden Element in unserem Leben, den Schwiegersöhnen und Schwiegertöchtern Da ist nun der gute Wille da, sich mit ihnen auf guten Fuß zu stellen, und wie verkehrt fängt man es an. Das Anteilnehmen an der neuen Ehe besteht gewöhnlich darin, daß man selbstzufrieden, wie man geworden ist, dem neuen Haushalt den eigenen Stempel aufdrücken will. Und seine sogenannte Mutterliebe dadurch bestätigt, daß man sich in den Gang des Familienlebens recht eifrig hineinmischt und Zusammenstöße ganz ungewollter Weise herbeiführt Hier nun suche nicht in den Jungen, suche in dir den Fehler, alternder Mensch! Und wo du aus Erfahrung weißt, hier stoßen sie an eine Klippe, warne wohl, aber übe keinen Druck aus. Stehe nun über den Geschehnissen, lerne, dich nicht einzumischen, lerne zusehen Nun heißt es nicht mehr, auslöffeln, was man sich selber einbrockt, sondern auch auslöffeln helfen, was sich gegen unser besseres Wissen, trotz unserer Warnung, die Jungen einbrocken, damit sie das Leben nicht allzu rasch zerbreche. Sie kommen ja dann über ihre Irrungen mit heiler Haut hinweg, erstarken allmählich im Kampfe ums Dasein und wenn du dich sterbensmüde vom Leben zurückziehst, so halten sie das ihre in fester Hand.

Wir lassen die Kinder unter ihren Jugendirrunge n zappeln, so lange es sich nicht um wichtige Dinge handelt. Wenn sie eine Arbeit gegen unsere bessere Einsicht am verkehrten Ende anpacken, nun, so kostet es sie mehr Schweiß und damit ist's abgetan. Helfend beispringen müssen wir, wenn sie ihr Lebensschiff Klippen zusteuern, an denen sie scheitern können Denn das ein jegliches von unseren Kindern zur möglichst vollkommenen Entfaltung kommen und nicht irgendwie in seiner Entwicklung stecken bleibe, ist unser mütterlicher Beruf bis ans Lebensende Darin gibt es kein Ausruhen, würde man noch so alt.

Es ist mir gelungen, auch mit meinen Schwiegerkindern allen auf einen guten Fuß zu kommen. Die Jahre können an diesem Verhältnis nur bessern, da eine gemeinsame Familienzusammengehörigkeit zugleich ein Kitt wird, wenn feindliche Mächte nicht entgegenwirken. Und das werde ich nun hoffentlich immer verhüten können. Erschwert einem die Verschiedenheit des Wesens das sich einander Anpassen besonders, genügt wohl immer eine gewisse Opferwilligkeit von unserer Seite, eine, die keine Gegenleistung irgendwelcher Art fordert, um das Verhältnis erträglich zu gestalten.

Den Kindern gegenüber kann man sich neben seinen elterlichen Pflichten gewisse Rechte anmaßen, bei den Schwiegerkindern handelt man am klügsten, wenn man von vornherein auf alle Rechte verzichtet, und das Gebotene immer wieder als freiwillige Liebestat gibt und empfängt. Trifft doch auf die Opferwilligkeit, die wir für sie bereit haben, erst in zweiter sie und bedarf keines besondere Dankes. Dieses Verhältnis ändert sich dann mit der Zeit. Man gewöhnt sich aneinander, lernt des anderen Werte voll und ganz einschätzen, und liebt die angeheirateten Kinder auch, wenn man sieht, was sie dem Leben unserer Kinder und Enkel bedeuten.

Auch ist es angezeigt, wo man in der Ehe der Kinder etwas anders haben will, die eigenen Kinder zu bearbeiten und ihnen den Kampf mit dem Ehegespons zu überlassen. Doch soll es sich auch hierin nie um Kleinlichkeiten handeln. Denn die Gefahr liegt immer nahe, daß die Schwiegermutter damit das Drachenei in die junge Wirtschaft legt und mit Hinterlassung von Schwefelgeruch verduftet.

Mit meinen Schwiegersöhnen habe ich mir's nie verdorben, obwohl ich diese Taktik des Öffterens in Anwendung brachte, und bei meinen Schwiegertöchtern schon gar nicht, denn da stand ich als Weib beim Weibe im ewigen Kampf der Geschlechter gegeneinander. Bei allen aber leitete mich ein richtiges Gefühl, beiseite zu stehen, sobald ich merkte, ich wirke störend in der Ehe. Kommt noch hinzu, daß manchmal das Zusehn über meine Kräfte ging und ich deshalb beizeiten Reißaus nahm.

Nachtrag

Tochter Lotti Fröhlich an Schwester Juli Wagner:

Liebes Schwesterlein, als ich diese Aufzeichnungen unserer lieben Mami - mit großen Unterbrechungen, denn das Herz tut mir sehr weh dabei - abschrieb, hatte ich mir vorgenommen, Dir nun noch einen Nachtrag zu verfassen, und Dir aufzuschreiben, was ich an Dich im Elternhaus für Erinnerungen habe. Dabei ist mir das Eigentümlichste, daß gerade Du in meinen Erinnerungen ans Elternhaus die bescheidenste Rolle spielst. Es ist aber doch auch ganz natürlich: so ein braves, gutes Kind, das einem nichts zu tun gibt, alles gut macht und still für sich lebt - was soll man von so einem Kind erzählen können?

Auf Deine Geburt und Taufe erinnere ich mich gut. Es kam da immer eine fremde Frau ins Haus - sicher die Hebamme - die gab uns eine Unmenge Knöpfe zum Spielen, damit wir recht still sind und die kranke Mami nicht stören. Erna und ich leerten dann den Beutel aus und waren stundenlang brav bei dem interessanten Spiel. Und dann zeigte man uns ein kleines, dunkelrotes Geschöpf, das war das neue Schwesterlein, das der Storch gebracht hatte, aber ich wußte ganz bestimmt, daß man uns nur etwas vormachen wollte, denn im Winter gab es ja keine

Störche Und die blöde Dienstmagd lachte immer so unverschämt, wenn ich weiterfragen wollte, daß ich es aufgab und mir dachte, ich werde es schon einmal erfahren, von wo das Schwesterchen gekommen ist. Und es hätte eigentlich ein Brüderchen sein müssen, denn ein Brüderchen war ja gestorben, für das Ersatz kommen mußte.

Noch war ich zu klein, als daß man mir das Kindchen hätte anvertrauen können, es war aber ziemlich bald darauf, als wir von Klausenburg nach Hermannstadt übersiedelten, und da warst du erst ein halbes Jahr alt Da hatten wir von Mami eine Fetzenpuppe bekommen, die war sehr kunstvoll gemacht, das Gesicht war gestrickt und blaue Augen hineingestickt, die Nase war sehr flach, und Urschel hieß das Scheusal. Das hatte genau so ein rosa Kleidchen mit weißen Punkten darin, wie Du, und wir hatten eine Mordsfreude, wenn wir auf die Kellertreppe hinaufstiegen und das Puppenscheusal unserer Hausfrau vor die Füße warfen - die schrie dann wie am Spieß und dachte, man hätte Dich hinunterfallen lassen. Natürlich war da Hans der Urheber dieses Schabernacks.

Ich bewunderte da schon immer Dein zierliches Näschen, das hatte so schön gezeichnete Nasenflügel, und die Augen waren blau und guckten so treuherzig drein, und über der Stirne hattest Du ein blaues Muttermal, das sah so ähnlich aus, wie eine Zwetschge und verging ja dann allmählich Dein dünnes Haar war in mehreren Wirbeln gedreht.

Doch kaum warst Du auf den Beinchen, da war auch Otto schon da, und Du warst nun nicht mehr so interessant, denn Du warst ja nun auch schon groß Aber da habe ich schon oft auf Dich sorgen müssen, man vertraute mir Dich und Josch an, daß ich mit euch im Park spazieren gehen sollte Wie brav ihr eigentlich wart und wie verhältnismäßig einfach meine Aufgabe, das habe ich erst so richtig verstanden, als mir einmal Kanst Felix für einen Nachmittag anvertraut wurde und mich mit seiner Birthälmer Rüdigkeit und Unfolgsamkeit fast zur Verzweiflung brachte. Neun Jahre war ich alt, und dem Bengel nicht gewachsen Dich aber habe ich dann viel betreut und aus dieser Zeit stammt der herzige Ausdruck von Dir, mit dem Du mir Deine Dankbarkeit ausdrücken wolltest für die vielen Liebesdienste, die ich Dir erwiesen habe:

„Wenn ich einmal so groß bin wie du, und du so klein wie ich, dann werde ich dich immer aufs Töpfchen setzen.“

Es war dies die schwere Zeit für unsere Mami, an die sie immer mit Bitterkeit zurückgedacht hat. Du warst noch zu klein, als daß Du es hättest fühlen können. Ich aber fühlte schon alles mit, wenn auch Mami immer bemüht war, uns nichts fühlen zu lassen. Ich habe damals angefangen, mich ihr als Hilfe zur Verfügung zu stellen, und wie oft wurde ich von den anderen Kindern als Spielverderberin beschimpft, weil mir immer ein Kind an der Rockfalte hing und ich nicht so mitspielen konnte, wie sie es gewünscht hätten! Gerade Du hattest mich am Rockzipfel gefaßt, als Hanni mich anfuhr: „So jag doch den Balg fort, man kann ja mit dir nichts anfangen!“ Ich schaute Dich an, und du gucktest so vertrauensvoll und herzlich auf mich, daß ich sagte: „Ich kann nicht, wenn sie mich so treuherzig anguckt, kann ich sie nicht fortschicken.“ Es war das erste Mal, daß ich das Wort „treuherzig“ anwendete, der Begriff war mir durch den Ausdruck Deiner Augen aufgegangen.

In dieser Zeit, Du warst vielleicht zweieinhalb Jahre alt, hingst Du sehr an mir, ich konnte nicht zur Türe hinausgehen, daß Du mir nicht nachgeweint hättest, und ich weiß mich auf Deinen Stolz zu erinnern, den Du hattest, als Dir das erste „R“ gelungen war Nun konntest Du Dir nicht genug tun damit, Du brachtest es an, ob es nun paßte oder nicht. „Rotti, gib mir die Birder.“

Was weiß ich noch von Dir? Es ist, wie ich schon sagte, nicht viel. Du warst bald selbständig genug, um Dich anzuziehen, Dich auszuziehen, zu waschen, ja sogar aus dem bißchen Haar ein Zöpfchen zu flechten. Und das war Dir ein großes Vergnügen, Du hättest gern mehr geflochten, Du hast den Fetzensack zu Hilfe genommen und Dir einen Zopf gemacht, der am Boden nachschleifte, und Josch zu dem Ausspruch bewogen hat: „Der Juli ihr Zöpfchen ist mehr Bändchen als Härchen.“

An einem meiner Geburtstage - ich kann 13 oder 14 Jahre alt gewesen sein - schob Erna Dich vor mich hin und Du sagtest mir ein Gedicht auf, das Dir Erna eingelernt hatte:

*Geduld, du kleine Knospe
Im lieben, stillen Wald,
Es ist noch viel zu frostig
Es ist noch viel zu kalt.*

*Noch geh ich dir vorüber,
Doch merk ich mir den Platz,
Und kommt heran der Frühling
So hol ich dich, mein Schatz*

Es war ja eigentlich kein Gratulationsgedicht, aber es war das einzige Mal in meinem Leben, daß man meinen Geburtstag gefeiert hat, und ich war entsprechend gerührt. In erster Linie war es wohl Erna, die mir eine Aufmerksamkeit erweisen wollte, aber auf mich hast Du den größeren Eindruck gemacht.

Das Übrige wirst Du wohl besser wissen, als ich: Deine vielen Kämpfe mit den Buben, denen Du zu brav warst, und die nicht glauben wollten, daß das mit rechten Dingen zugeht. Mir ist es seinerzeit ebenso gegangen, Hans hieß mich ein „stilles Wasser“, Josch und Otto nannten Dich einen „Tugendspiegel“. Beide haben wir viel geheult und bald gekränkte, bald zornige Tränen vergossen. Ich war sehr gekränkt, Du, glaube ich, mehr zornig über die verschiedenen Sekaturen. Wenn Otto Dir Dein Gummi versteckt hatte, oder Deine Bücher, damit Du suchen müsstest. Es war keine Kleinigkeit, von zwei Bengeln angefeindet zu werden, ich hatte es wenigstens nur mit einem zu tun gehabt. Ich war aber so schlau gewesen, Hans nicht mehr merken zu lassen, wenn ich mich über seine Sekaturen ärgerte. So wurde es ihm bald zu dumm, er fand sich an Erna ein dankbareres Objekt, und von mir war er überzeugt:

„Die ist zu dumm.“ Warst Du auch mit der Zeit so schlau geworden? Ich weiß es nicht.

Dann warst Du ein Schulmädel, und hattest immer Deine schönen Vorzugszeugnisse, und hattest Deine Freundinnen, die meist höchst uninteressant waren. Zu schaffen hatte man nichts mit Dir. Aber zu meinem Bravourstückchen, mit dem ich heute noch dick tue, wenn ich dazu herausgefordert werde, hast Du mir verholfen. Das war an dem Tag, als ich meine mündliche Matura machen sollte. Am selben Vormittag hattest Du Prüfung und wünschtest dringend, Mami sollte auch dabei sein, und weil sie nicht kommen konnte - sie mußte für 15 Personen das Mittagessen kochen - vergossest Du bittere Tränen. Da erbot ich mich, nachdem ich sowieso nicht mehr in die Bücher gucken wollte, und meine Prüfung erst am Nachmittag sein sollte, ich würde die Kocherei übernehmen, und Du zogst glücklich mit Mami ab. Ich machte das Mittagessen, und es war gut, und ich machte am Nachmittag die Matura, und sie war auch gut, und ich hatte dabei nicht einmal das Gefühl, etwas Besonderes geleistet zu haben. Nur

als ich nach Jahr und Tag hörte, daß man in Berlin von einem Mädels erzählt hatte, die am gleichen Tag das Mittagessen für 15 Personen gekocht hatte, als sie Matura machen mußte, und daß diese Tat bewundert wurde, fing ich an, mir etwas darauf einzubilden - und zu dieser Glanzleistung hatten mir Deine Tränen verholfen.

Ja, Du warst ein Schulmädels und ich ein erwachsenes Mädels, als Will bei uns ein häufiger Gast war, und nur noch hie und da das herzige Mädelschen mit einem freundlichen Gespräch auszeichnete, das so ernsthaft zuhören konnte. Schade, daß das Bild nicht fotografiert wurde, das ich in meinem Gedächtnis habe von einem solchen Gespräch auf unserem großen roten Divan, in Anbetracht der späteren Ereignisse wäre es von historischer Bedeutung.

Und Will zog nach Deutschland, und ich heiratete, und Du wuchsest heran, als ich zum ersten Mal als junge Frau, schon mit meinem halbjährigen Buben ins Elternhaus zu Besuch kam, da warst Du ein großes Mädchen, so schön, wie Du schon als Kind zu werden versprachst, und Will tauchte wieder auf und sollte seine letzten Prüfungen machen. Da sprach ich die prophetischen Worte: „Ihr werdet sehen, Wagner Will wird heuer unserer Juli den Hof machen.“ Und so kam es, und es kam, wie es kommen mußte.

Und heute seid Ihr schon Großeltern, und unsere gute Mami hat sich schlafen gelegt.

Reen, am 14. III. 1939

Leicht, Pankratz, geb. ca 1625 Roßdorf, Sohn des Pankratz Leicht, verh. 23.11. 1654
Anna Hofmann aus Leesten

Leicht, Peter, geb. 6.9.1659 Roßdorf, gest. 29.11. 1729, verh. am 10.1. 1689
Agnes Hellriegel aus Roßdorf

Leicht, Laurentius, geb. 1700, Wirt in Wernsdorf, gest. 31.12. 1754,
verh. 7. 11. 1735 Cunigunda Sauer aus Roßdorf

Leicht, Johann, Büttner und Wirt in Gaustadt, geb. 25. 1. 1739 in Wernsdorf,
gest. 25.6. 1812 in Gaustadt, verh. 22.4. 1765 Barbara Hoffmann, Gaustadt

Leicht, Johann David, Gastwirt in Gaustadt und Memmelsdorf, geb. 5.12. 1767
Gaustadt, gest. 19.10. 1838 Memmelsdorf, verh. 17.11. 1796 Margarete Döring,
Tochter des Ottenwirt. (Bruder: Konrad, geb. 1782)

Leicht, Johann Baptist, Seifensieder, geb. 27.3. 1819 Memmelsdorf, gest.12.8. 1899
Csikszercda, verh. 23.9. 1851 Kronstadt Juliane Blum (Brüder: Johann geb. 1797,
Georg, geb. 1802, Michael, geb. 1811.

Leicht, Johann, geb. 15.9. 1852 Csik Toplicza, Eisenbahningenieur, gest. 8.12. 1920
in Birtthäl, verh. 27.3. 1883 in Birtthäl. (Geschwister: Karl, unverheiratet gest.:
Emma, 1860-1902, verh. Jozsef Gal, 1856-1928; Julianna geb. 1849, verh.Romfeld)

Wilhelmine
(1884-1938)
verh.
Gustav Schotsch
Gymn.lehrer
1879-1960

Hans Leicht
Dr. jur
(1886-1937)
verh. 1908
Elise Bacon
(1888-1958)

Charlotte
(1889-1970)
verh.
Julius Fröhlich
Forstingenieur
(1881-1970)

Josef Leicht
Dr.jur.
(1893-1972)
verh.
Josefine Schuller
Pianistin
(1896-1961)

Juliane
(1895-1976)
verh.
Wilhelm Wagner
Pfarrer
(1885-1971)

Otto Leicht
(1896 - 1971)
Forstingenieur
verh. Elisabeth
Franziska
Kossow-Gerronay
geb. 1905

An dieser Stelle setzt die große Nachfahrentafel Leicht-Thullner ein,

die inzwischen bereits fünf Generationen umfasst.

Vorfahren Leicht/Thullner

Thullner, Michael, geb. 18.3. 1689 Szolnok (Zänig), veh. am 26.1. 1733 mit
Maria Hoffmannin

Thullner, Johann, Bauer, geb. 16.6. 1753 in Szolnok, gest. 21.9. 1832 Moson.
verh. am 16.1. 1780 mit Magdalena Domsicz

Thullner, Johann, Landmann, Tagelöhner, geb. 29.10. 1791 in Wieselburg
(Moson), gest. 16.1. 1864 in Moson, verh. 20.1. 1828 mit Elisabeth. Witwe
Huber geb. Weiss (gest. 1830). Noch zwei weitere Ehen mit 3, bzw. 4 Kindern.

Thullner, Johann, Militärarzt, Gemeindecarzt, geb. 24.7. 1829 in Wieselburg
(heute Mosonmagyaróvár), gest. 16.4. 1911 in Birtthäl, verh. 10.12. 1862
in Birtthäl mit Fides Karoline Auguste Stolz (1843-1930).

Thullner, Wilhelmine Amalie, geb. 19.5. 1866 Birtthäl, gest. 18.5. 1938
in Heldsdorf, (Geschwister: Ernst Johann, geb. 1862, gest. 1918 als Pfarrer in
Mühlbach; Charlotte (1865-1903), verh. mit Hermann Salzer, Pfarrer.

Nachfahrentafel Leicht - Thullner

Leicht Johann Baptist, Eisenbahningenieur (1852 - 1920) / Thullner Wilhelmine (1866 - 1938)



Leicht Wilhelmine Gymn. Lehrerin 1884 - 1938
Schotsch Gustav Gymn. Lehrer 1879 - 1960



Leicht Hans, Dr. Rechtsanwalt 1886 - 1937
Bacon Elisabeth 1888 - 1958
Kitty



Leicht Charlotte 1889 - 1970
Fröhlich Julius Forstingenieur 1881 - 1957



Leicht Josef, Dr. Rechtsanwalt 1893 - 1972
Schuller Josefine Klavierlehrerin 1896 - 1961



Leicht Juliana 1895 - 1976
Wagner Wilhelm ev. Pfarrer 1885 - 1971

Leicht Erna 1891 - 1907



Leicht Otto Forstingenieur 1896 - 1971
Kossow-Gerronay Elisabeth Franziska 1905

Schotsch, Hedwig Gymn. Lehrerin 1909 - 1945

Schotsch, Albert Fotograf 1911 - 1966
Mild, Grete Katharina Büroangest. 1913

Schotsch, Maria Lehrerin 1914 - 1945

Leicht, Elisabeth Schriftstellerin 1909



Ackner, Johann Michael ev. Pfarrer 1892 - 1960
Hering, Walter Verlagslektor 1895 - 1972

Leicht, Irmgard Buchhalterin 1913 - 1999
Decker, Richard Kaufmann 1912 - 1971

Gitschner, Roland Kaufm. Leiter 1908

Leicht, Gerda Gärtnerin 1919 - 1995

Fröhlich, Otto Dr. jur. 1909 - 1977
Wonnerth, Gertrud Dipl. Lehrerin 1912

Fröhlich, Paul Papp, Hedwig 1916 - 1945

Leicht, Hans-Christian Dr. ing. 1930
Fiebrandt, Ellen

Wagner, Wilhelm ev. Pfarrer 1913
Temme, Hertha 1916

Wagner, Hans ev. Pfarrer 1915
Roth, Friedl Lehrerin 1922

Wagner, Julia Schuleri, Karl-Heinz ev. Pfarrer 1919 - 1965 / 1911 - 1966

Wagner, Grete Kindergärtnerin 1920 - 1976

Wagner, Hedwig Kunstmalerin 1925
Porfetye, Andreas Musiker 1927

Leicht, Johann Baptist Dr. phil. 1927 - 1999
Urban, Eva Dr. med. 1940 - 1993

Leicht, Josef Dr. phil. Phys. 1928
Coolbaugh, Beverly 1930

Leicht, Otto Habacher, Liselott 1929 - 1996
1932

Leicht, Ernst Prof. Dr. med. 1934
Lenuweit, Irina 1942

Leicht, Klaus 1937

Leicht, Roland Gymn. lehrer 1943

Schotsch, Richard Designer 1940
Galatean, Gertrud Friseurin

Laszlo, Edith Büroangest. 1951

Schotsch, Walter Masch. bau.-Ing. 1941
Baier, Melitta 1953

Schotsch, Hildegard Hebamme 1942
Schumann, Helwig Ind. Fachwirt 1938

Schotsch, Günther Uhrmacher 1944
Sinkiewicz, Elena Fotografin

Kellner, Hedda 1959

Ackner, Richard Journalist 1930
Drescher, Anneliese Buchbinderin 1934

Kühl, Evelyn Sekretärin 1934

Ackner, Elisabeth Dr. med. 1933
Schultz, Fred ev. Pfarrer 1930 - 1995

Ackner, Hermann Dipl. Phys. 1939
Zetzsch, Anne Lehrerin

Laube, Stefanie Ing. 1939
Fleischig, Renate Laborantin

Ackner, Friedrich Dipl. Oek. 1941
Noll, Ulla Dr. phil. 1951

Monika Dr. med. dent. 1961
Poller, Ingrid

Ackner, Wilhelmine Dipl. Theat. wiss. 1944
Gerber, Wolfgang Schauspieler 1948

Decker, Britta Hebamme 1937
Schuster, Wilhelm Kaufmann 1935

Decker, Karin Schauspielerin 1939
Maurer, Christian Schauspieler 1939

That, Heinz Egon Bautechniker 1934

Fröhlich, Lieselotte 1940 +
Kais, Hans ev. Pfarrer

Fröhlich, Lutz Dipl. Ing. 1943
Orendi, Roswith Dr. med. 1945

Fröhlich, Peter 1944 - 1945

Wagner, Brigitte MTA 1941
Szegedi, Günther Dipl. Volkswirt 1938

Wagner, Wilhelm ev. Pfarrer 1948
Turtureau, Christine 1953

Wagner, Sigrig (geb. Schulen) Kantlerin 1959
Schluckebier, Karl-Heinz, ev. Pfarrer

Schuleri, Gerlinde Ing. 1937
Frank, Bengt Volkswirt 1938

Schuleri, Karl-Heinz Dr. med. 1939
Tommescheit, Erika 1940

Schuleri, Hermann 1943
Ulla Volkswirt 1945

Schuleri, Renate Lehrerin 1954
Müller, Wolfgang

Porfetye, Lisbeth Zahnärztin 1955
Pitters, Michael Studienrat 1955

Porfetye, Johannes Orchest. Geiger 1957
Elke Orchest. Geigerin 1958

Porfetye, Christian Studienrat 1961
Asmuth, Brigitta Musiklehrerin

Leicht, Josef Viktor, Dr., Physiker 1960

Leicht, Dietlinde Gymn. Lehrerin 1953

Leicht, Peter Flieger 1956
Eileen

Leicht, Edgar Wyatt, Jan 1960

Leicht, Chris Donna 1964

Leicht, Hans Benno 1985

Schotsch Rex Richard 1970 / Varga Rosalia 1972

Schotsch Edgar 1975

Schotsch Marion 1975

Schotsch Senta 1978

Schumann Hartmut 1965
Gaber Gabi 1966

Plaster (Schotsch) Udo 1969 / Plaster Sabine Tim 1996

Schotsch Britta 1981

Ackner Gudrun 1954 - 1959
Ackner Ingeborg 1956 / gesch. Keller Reinhard Alexander 1977, Hannes 1985

Ackner Jürgen 1964 / (Jantschik Monic 1968) Lucas 1996

Schultz Susanne 1968 / Straßberger Andres
Schultz Elisabeth 1971

Schultz Stephan 1972
Schultz Johannes 1973 / (Haagenrud Nina) Karl August 1998

Schultz Georg 1980

Ackner Ulrich 1964 / (Wendland Kerstin) Laura 1996

Ackner Wolfram
Ackner Beatrix 1971 / (Pröbldorf Carsten) Paula 1996

Ackner Karsten 1971 / (Mehner Tina) Wanja 1994

Gerber Tim 1965
Gerber Christiane 1972 / (Brzoska Dirk) Nina 1997, Leonie Lu 1999

Schuster Roswitha 1960 / Vogel Wolfgang 1958 Mathias 1984
Schuster Iris 1969

Maurer Armin 1965 / Sartorelli Brigitta Chiara Elisabeth Jana 1998

Fröhlich Peter 1973
Fröhlich Frank 1975

Szegedi Christian 1966
Szegedi Dieter 1969

Wagner Renate 1974
Wagner Sabine 1976

Schuleri Ulrike 1968
Schuleri Karl-Heinz 1969

Pitters Vesna 1988

Artur 1987, Miriam 1989

Julia 1988, Manuel 1991, Amelie 1995, Gesa 1999

Cara 1993 Patrick 1995

Katherine 1989 Adam 1992

Derek 1994 Melanie 1996

Nachfahrentafel Leicht

Von Pankraz Leicht - um 1600 - zu Robert Leicht in Memmelsdorf und Richard Ackner in Neubrandenburg - um 2000

(AL Nr. 1536) Leicht, Pankraz, geb. um 1600 in Roßdorf (?), gest. vor 1654

(AL Nr. 768) Leicht, Pankraz, geb. ca. 1625 in Roßdorf (vor 1634 - Beginn Taufregister Amlingstadt). + vor 1697, Verh. 23.11.1654 mit Anna Hofmann aus Leesten (+ 9.9.1660, 30 Jahre alt). 2. Ehe Barbara Wagner, + 14.11.1667, 3. Ehe Dorothea Nüßlein, + 15.1.1697. Kinder aus allen drei Ehen.

(AL Nr. 384) Leicht, Peter, geb. 6.9.1659 in Roßdorf, + 29.11.1729 in Roßdorf, verh. am 10.1.1689 in Amlingstadt mit Agnes Hellriegel, geb. 1664, Tochter des Johann Leonard Hellriegel aus Roßdorf. Bruder Johann geb. 15.2.1658, Bruder ebenfalls mit Namen Peter + als Säugling 7.2.1656, Bruder Christian geb. 1671

(AL Nr. 192) Leicht, Laurentius (Lorenz), geb. 1700 Wernsdorf (? im Taufreg. nicht zu finden), + 31.12.1754 in Wernsdorf, beerdigt in Amlingstadt, hospes, Wirt in Wernsdorf. Verh. am 7.11.1735 in Wernsdorf mit Cunigunda Sauer (1706-1773), Tochter des Martin Sauer, Praetor (Bürgermeister) aus Roßdorf. Geschwister: Johann geb. 9.12.1689, Georg geb. 16.8.1693, Paul geb. 5.4.1698

(AL Nr. 96) Leicht, Johann, Büttner und Wirt Gaustadt Nr. 45, geb. 25.1.1739 in Wernsdorf, + 25.6.1812 in Gaustadt. Verh. am 22.4.1765 in Gaustadt mit Barbara Hoffmann (1741-1792), Tochter des Johann Hoffmann, Schultheiß in Gaustadt. 2. Ehe 12.1.1798 mit Barbara verw. Lieb, geb. Gesell. Bruder Wolfgang, geb. 1743, Kleehefwirt in Wernsdorf.

(Ab hier geht es getrennt weiter)

(AL Nr. 48) Leicht, Johann David, Gastwirt in Gaustadt und Memmelsdorf, geb. 5.12.1767 in Gaustadt, verh. am 17.11.1796 in Gaustadt mit Margarete Döring (1774-1866), Tochter des Pankraz Döring, Metzger und Ochsenwirt, gebürtig aus Scheßlitz., + 19.10.1838 in Memmelsdorf.

Weitere Brüder: Michael, geb. 1766; Johann Georg, geb. 1771, verh. Kunigunde Stirlein; Johann und Georg, geb. 1774. Aus 2. Ehe: Johann, geb. 1800, verh. Elisabeth Baier; Heinrich, geb. 1803, verh. Kunigunde Eichfelder; Joh. Leonhardt Lorenz, geb. 1805, verh. Katharina Elling.

Leicht, Konrad Johann, geb. 24.6.1783 in Gaustadt, + 1858 1803 nach Memmelsdorf, Hauptstr. 7 (früher Haus Nr. 4) Schankstatt mit Brauhaus und Felsenkeller verh. 18.4.1803 in Memmelsdorf mit Margarete Ellmer aus Steinbach am Wald (1776-1815), 2. Ehe 1815 Anna Margarete Dippold.

(AL Nr. 24) Leicht, Johann Baptist, geb. 27.3.1819 in Memmelsdorf, Seifensieder, nach Siebenbürgen ausgewandert, verh. 1851 in Kronstadt (kathol.) mit Juliane Blum (1832-1894), Tochter des Färbermeisters Johann Blum. + 12.8.1899 in Csikszereda. Brüder: Johann, geb. 1797, verh. Barbara Friedmann; Georg, geb. 1802, verh. Marg. verw. Schmidt, geb. Gick; Michael, geb. 1811, verh. Barbara Ebert.

Leicht, Johann Baptist, geb. 1804, + 13.9.1859 Burgellern, verh. 1829 in Scheßlitz mit Katharina Höhn. Brüder aus (1) Wolfgang (1807-1889), verh. Marg. Schuler; Georg (1815-1866), verh. 1843 Anna Maria Dippold (ohne Kinder), war der Ottenwirt (Hauptstr. 27). Brüder aus (2) Heinrich (1816-1895), Priester; Johannes (1819-1888) verh. 1843 Margarete Baumgärtner, Wirtstochter Gundelsheim; Johann Baptist (1824-1881), Ochsenwirt, verh. 1. Margarete Reges, 2. mit Regina Bauer (1838-1921).

(AL Nr. 12) Leicht, Johann Baptist, geb. 15.9.18 Czik Toplicza (heute Miercurea Ciuc, Rumänien), Eisenbahningenieur, verh. 27.3.1883 in Birtäl mit Wilhelmine Amalie Thullner (1866-1938), Tochter des Gemeindefarztes Johann Thullner, + 8.12.1920 in Birtäl. Geschwister Emma verh. Gal und Julianna verh. Romfeld. (Nachkommen in Rumänien und Ungarn).

Leicht, Martin (1840 - 1882), aus Burgellern, verh. mit Margarete Detzel, (1840-1903).

(AL Nr. 6) Leicht, Johann Baptist (Hans), Dr. jur. Rechtsanwalt. Geb. 8.7.1886 in Schäßburg, Verh. 29.7.1908 in Schäßburg mit Elise Bacon (1888-1957). Geschieden und wieder verheiratet. + am 30.9.1937 in Budapest. (Drei Schwestern, zwei Brüder, alle verh. und Nachkommen.)

Leicht, Johann Baptist (1866 - 1934), verh. mit Margarete Bauer (1869-1925)

(AL Nr. 3) Leicht, Elisabeth., geb. 17.1.1909 in Klausenburg. Verh. 1927 in Schäßburg mit Pfarrer Hans Ackner (1892-1960), 1951 gesch. 1952 verh. mit Walter Hering. Schriftstellerin. Schwester Irmgard (+) mit Nachkommen.

Leicht, Georg, geb. 1905, verh. mit Kunigunde geb. Göller geb. 1907

(AL Nr. 1) Ackner, Richard, geb. 26.5.1930 in Schäßburg, Journalist. Verh. 1953 Anneliese Drescher, 1959 Evelyne Kühl. Zwei Brüder, zwei Schwestern. Alle mit Nachkommen.

Leicht, Robert, geb. 1938, verh. mit Elke